

# ZWISCHENWELT

LITERATUR / WIDERSTAND / EXIL

37. Jg.

Nr. 3a

November 2020

Euro 9,-

SFr 12,-



EIN STARKER HERBST

# INHALT

<i>Konstantin Kaiser</i>	3	Editorial – „Bedingungsloses Grundeinkommen“?
<i>Bettina Balàka</i>	4	Der Indianer in uns – Schriftsteller und die Wirklichkeit
<i>Christiana Puschak</i>	6	Österreichische Frauen am Bauhaus. Kampf gegen Geschlechterrollen
<i>Melitta Matoušek</i>	9	„Man muss die Idee beim Schopf packen...“ Über den Erfinder, Unternehmer und Künstler Friedrich Schächter
<i>Sanna Schulte</i>	12	Über jüdische Friedhöfe als zurückgelassene und zerstörte Erinnerungsräume
<i>Elisabeth Malleier</i>	15	Exil-Verbindungen in den frühen Jahren von SOS Kinderdorf
<i>Elnara Zülfiqarova</i>	17	Asylleben
<i>Verstreutes</i>	18	

## I-XVI Der Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft stellt sich vor

<i>Sonja Pleßl</i>	19	1 Million Meals. Indien und das unsichtbare Kind
	27	Die Odyssee von Oswald Adler (1920 – 1945)
<i>Bruno Schernhammer</i>	28	Über eine alte Mär
<i>Anna Weinkamer</i>	29	„Es gibt für diesen Text kein Ende“ (K. Braschel)
<i>Karl Wimpler</i>	29	„Die Macht der Toten offenbart sich im Erinnern.“ (A. Vollmer, H.E. Wenzel)
<i>Klaus Hübner</i>	31	Alle hatten Angst. Eine Jugend im Irak (A. Khider)
<i>Erich Hackl</i>	32	Porträt des Autors als Rappelkopf (H. Raimund)
<i>Florence Hervé</i>	33	Madeleine Riffaud. Résistance-Kämpferin, Kriegsreporterin, Dichterin (I. Mons)
<i>Christiana Puschak</i>	34	Mit Mut und List (F. Hervé)

# ZWISCHENWELT

## Zeitschrift für Kultur des Exils und des Widerstands

Vormals „Mit der Ziehharmonika“

ISSN 1606-4321

Redaktion: A-1020 Wien, Engerthstr. 204/40,  
Tel. (+43 1 bzw. 01) 729 80 12, Fax: 729 75 04

E-Mail: [zwischenwelt@theodorkramer.at](mailto:zwischenwelt@theodorkramer.at)

[kaiser@theodorkramer.at](mailto:kaiser@theodorkramer.at)

Produktion, Verwaltung: Tel. 720 83 84

E-Mail: [office@theodorkramer.at](mailto:office@theodorkramer.at)

<http://www.theodorkramer.at>

Erscheint vierteljährlich.

**Herausgeber:** Konstantin Kaiser, Vladimir Vertlib.

Unter Mitarbeit von Hannah Menne, Corina Prochazka.

**Redaktion:** Evelyn Adunka (E.A.), Alexander Emanuely (A.E.), Matthias Fallenstein, K. Kaiser (K.K.), Martin Krist, Bernhard Kuschey, Katharina Prager, Marcus G. Patka, Peter Roessler.

Jahresabonnement: Euro 30,- (Österreich)

Euro 35,- (außerhalb Österreichs)

**Konto:** Theodor Kramer Gesellschaft: Bank Austria  
Nr. 671 074 805, IBAN: AT26 1200 0006 7107 4805  
/ BIC: BKAUATWW

Abonnements und Mitgliedsbeiträge für die Theodor  
Kramer Gesellschaft (**TKG**) in Deutschland bitte auf  
unser Konto: HypoVereinsbank, IBAN: DE59 7002  
0270 0666 859529 / BIC: HYVEDEMMXXX In der  
Schweiz: IBAN: CH09 0900 0000 9077 23656 / BIC:  
POFICHBEXXX

**Gestaltung:** Julian Palacz. Drucklegung gefördert durch  
die Stadt Wien – Kultur, das Land Niederösterreich,  
das Bundesministerium für Kunst, Kultur, öffentlichen  
Dienst und Sport, und den Nationalfonds der Republik  
Österreich für Opfer des Nationalsozialismus.

**Eigentümer, Verleger:** Theodor Kramer Gesellschaft  
(**TKG**). – Die **TKG** bemüht sich durch geduldige Arbeit  
um Verständnis für Literatur und Kultur des Exils und  
des Widerstands.

**Mitglied** der Theodor Kramer Gesellschaft kann jede  
physische und juristische Person im In- und Ausland  
werden. Die Mitgliedschaft wird erworben durch die  
Einzahlung des Jahresmitgliedsbeitrages von Euro 50,-(in  
Österreich)/Euro 55,- (außerhalb Österreichs) bzw. mit  
Förderungsbeitrag Euro 75,-/Euro 80,- auf das Konto  
der **TKG**. Im Mitgliedsbeitrag sind das Abonnement  
„Zwischenwelt“ (**ZW**) und der Bezug des gleichnamigen  
Jahrbuchs der **TKG** inbegriffen.

**Vorstand** der **TKG**: Karl Müller (Vors.), Peter Roessler  
(Stellv. Vors.), Anna Benedek (Schriftf.), Marianne  
Windsperger (Kassierin); Elisabeth Erler, Primavera  
Driessen Gruber, Harald Maria Höfinger, Martin Krist,  
Primus-Heinz Kucher, Herbert Staud, Karl Wimpler.  
Sekretär: Konstantin Kaiser.

**Titelbild:** Trude Waehner: Haifa vom Mount Carmel, 1967/68. Öl/Leinwand, 59,5 x 81,3 cm.  
(Abbildung von Kunsthandel Widder).

Trude Waehner stellte 1964 in der Zohar Gallery in Haifa aus und bereiste Israel in den Jahren  
1967/68. In dieser Zeit entstanden einige großformatige Landschaftsbilder.

Ausführliche Beiträge zu Leben und Werk Trude Waehners finden sich in **ZW** 3/2017 (von Sabine  
Plakolm-Forsthuber) und **ZW** 1-2/2010 (von Julia Schwaiger). In **ZW** 4/2017 erschienen Trude  
Waehners autobiografische Skizze *Der Wind des Volkes* sowie *Erinnerungssplitter an Trude Waehner*  
von Anna Benedek.

# Zwischen Privileg und Almosen

## Editorial: über Bedingungsloses Grundeinkommen

Die österreichische IG Autoren und Autorinnen fordert das „Bedingungslose Grundeinkommen“ für alle (so Geschäftsführer Gerhard Ruiss im *Standard*, 1.7.2020), aber zuerst einmal und zwar „sofort“ für die KünstlerInnen und Künstler, deren Situation eine prekäre ist. (Prekär ist auch die Lage vieler anderer Menschen in Österreich, z.B. die alleinerziehender Mütter. . .) Somit stellt sich schon einmal die Grundfrage des Kreises der Bezugsberechtigten, die Frauen in der Sahelzone oder im Lager Al Hol sind wohl mit „alle“ nicht gemeint. „Alle oder keiner“ wäre meines Erachtens ein gutes Prinzip, in gewisser Weise mit der *Bolsa Familia* für Familien, deren Pro-Kopf-Einkommen unter einer bestimmten Grenze liegt, in Brasilien 2004 verwirklicht. Wenn aber nicht Bedürftigkeit über die Zuerkennung entscheidet, verbleibt als Kriterium bloß die Zugehörigkeit zu einem Berufsstand oder zu einem Staat oder einer Nation, sei es durch Absolvierung einer Schreibwerkstatt oder durch Staatsbürgerschaft, eine Zugehörigkeit jedenfalls, die andere ausschließt und durch die also ein Privileg erworben wird. Welche neuen Freuden chauvinistischer Abgrenzung daraus erwachsen, läßt sich erahnen.

Ökonomen waren schon länger besorgt über eine Entwicklung zu immer größerer Verteilungsgerechtigkeit, die den wirtschaftlichen Zyklus gefährdet. Während sich bei den Einigen immer gewaltigere Vermögenswerte ansammeln, die auf Kosten der Anderen zu mehren und zu erhalten sind, werden die Einkommen der Anderen u.a. durch ihnen auferlegte tributäre Mieten und Pachten und indirekte Steuern derart geschmälert, daß sie mangels Kaufkraft Ihren Pflichten als Konsumenten nicht mehr nachkommen können. Dazu kommt die andere Sorge, daß fortschreitende Rationalisierung, Globalisierung und Digitalisierung zur Freisetzung sehr vieler Arbeitskräfte und zur Verelendung ganzer Landstriche führen könnten und bereits geführt haben. Die herrschende Klasse könnte sich dann nicht mehr dadurch legitimieren, daß sie die Ganze der Gesellschaft nach ihren Interessen organisiert, was ja bisher – trotz phantasievoller Benennungen verschiedener ‚neuer‘ Beschäftigungsformen – durch Lohnarbeit wohlfeil bewerkstelligt werden konnte. Es werde also auf absehbare Zeit eine große Arbeitslosigkeit geben; viele Menschen würden buchstäblich vor dem Nichts stehen. Abhilfe böte als eine Art Helikoptergeld das *Bedingungslose Grundeinkommen*.

Die Mehrausgaben für das Grundeinkommen müsste der Staat, indem er als ideeller Gesamtkapitalist entweder seinen Anteil am gesamten Profit durch Steuern auf Einkommen, Vermögen und Erbschaft erhöht, oder durch Schmälderung anderer Sozialausgaben hereinbringen, am wahrscheinlichsten jedoch durch Einsparungen bei Ausgleichszulagen, Zuschüssen zu Pensionskassen, Familienbeihilfen und der Mindestsicherung. Die Verfechter des Bedingungslosen Grundeinkommens machen aber geltend, daß ihr Modell enorme Einsparungen im Bereich der sozialen Verwaltung, der „Bürokratie“, mit sich bringt. Also Rationalisierung des Sozialwesens inklusive „Freisetzung“ unnötig gewordener MitarbeiterInnen. Damit beginnt der Kreislauf der Angst gleich wieder von vorn, den zu durchbrechen das bedingungslose Grundeinkommen

angetreten scheint. Letztlich läuft es auf eine Marginalisierung der ohnehin schon geschwächten Arbeiterbewegung hinaus: Sie verlöre die Institutionen, auf die sie sich stützt. Besonders tiefe Denker setzen daher gleich schon auf die vernünftig vorausschauende Philanthropie der Herrschenden, sich selbst freiwillig ein Almosen abzuzwacken.

Wie immer: Das bedingungslose Grundeinkommen erweist sich bei näherem Hinsehen als ein willkommenes Almosen, das letztlich auf Kosten der Bedürftigen gegeben wird.

Ungeheuer viel wichtiger und ernsthaft zu verteidigen und aufrechtzuerhalten sind Rechte und Forderungen, die in jahrhundertelangen Kämpfen aufgestellt und teilweise durchgesetzt wurden, so die Forderung, daß jeder Mensch die Möglichkeit habe, sich zu bilden, einen Beruf zu erlernen, medizinische Versorgung in Anspruch zu nehmen und im Alter nicht mittellos dazustehen, in der kalten Jahreszeit nicht frieren und nicht hungern zu müssen, Zugang zur Kommunikation und zur gemeinsamen Betätigung mit anderen Menschen, ein Dach über dem Kopf zu haben und auch Dinge besitzen und sammeln zu dürfen, die ihm eine Freude sind oder für seine Interessen zu gebrauchen sind. Auch möge er wegen seiner sexuellen Orientierung nicht in erzwungener Keuschheit leben müssen – hier aber stößt seine Freiheit möglicherweise auf die Freiheit der anderen, hat ihre Grenzen. Sie kann nicht als ein bedingungsloses „Lusteinkommen“ ausgelebt werden. Es geht also um Partizipation, Teilhabe und zugleich Mitverantwortung an den sozialen, wissenschaftlichen, kulturellen, zivilisatorischen Errungenschaften, eine Teilhabe, die durch ein Grundeinkommen in welcher Höhe auch immer nicht ersetzt werden kann. In der Tat aber führt dieses Konzept zu schweren Konflikten bei der Abgrenzung des Kreises der Anspruchsberechtigten und entwertet tendenziell die Arbeit, die für Lohn geleistet wird.

Die Idee einer simplen Umverteilung von Geldmitteln als soziales Patentrezept ignoriert zudem die schon vorhandenen sozialen Errungenschaften und übersieht den Beitrag, den die Sozialversicherten im Umlagesystem selbst dazu nach ihren Möglichkeiten leisten. Abgelenkt wird von der drohenden Spaltung des Gesundheits- und des Schulwesens durch private Krankenversicherungen und Privatschulen bis hin zum Betrieb von Flüchtlingslagern und Gefängnissen als einem lohnenden Geschäft.

Ein Anspruch auf bedingungsloses Grundeinkommen würde u.a. den familiären Druck auf Frauen, die Familie nicht durch eine neue Beschäftigung (nach Karenz) ‚in Stich zu lassen‘ erhöhen und hat insgesamt eine entsozialisierende und die Menschen vereinsamende Tendenz. Kurz gesagt: Ich finde die Kampagne für ein bedingungsloses Grundeinkommen verantwortungslos und nicht im Interesse von KünstlerInnen und Künstlern, deren Aufgabe es auch sonst nicht ist, sich für die Herrschenden den Kopf zu zerbrechen. Einzutreten wäre vielmehr für eine Reform der Mindestsicherung im Sinne der Ermöglichung eines Zuverdienstes und für die Erhaltung des Achtstundentages. (Kleine Schritte. Keine großen Gesten.)

**Konstantin Kaiser**

## Leben

Die interessanteste Verwechslung zwischen mir selbst und einer meiner Romanfiguren erlebte ich bei meinem Roman „Kassiopeia“. Judit Kalman, die Protagonistin, ist dank ihres in der Wirtschaftswunderzeit reich gewordenen Vaters materiell so gut versorgt, dass sie in erheblichem Luxus lebt und nicht zu arbeiten braucht. Prompt erhielt ich nach Erscheinen des Buches permanent die Frage – in Interviews, bei Lesungen usw. – ob mir denn ebenfalls dieses beneidenswerte Schicksal zuteil geworden sei. Man hatte sich, wie es schien, blitzschnell die Fantasie zurecht gelegt, dass ich eine Schriftstellerin sei, die aus bloßer Neigung schreibe und nicht mindestens ebenso aus der Notwendigkeit, ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Man stellte sich vor, ich würde wie Judit Kalman erster Klasse in der Welt herumjetten und mir finanziell schrankenlos alles gönnen, was mir gefiel. Leider nicht, konnte ich da nur sagen.

Doch das war noch nicht alles. Judit Kalman hat eine leicht verbrecherische Ader, indem sie nach allen Regeln der Kunst einen Schriftsteller stalkt. Ich recherchierte gründlich und sah mir genau die Techniken an, auf die reale Stalker bereits verfallen waren. Offenbar war das Ergebnis überzeugend. Denn nach der Frage nach meinem vermeintlichen Reichtum war häufig die nächste die, ob ich denn etwa auch schon mal einen Mann gestalkt hätte. Ich verwies auf meinen Roman „Eisflüstern“, in dem jemand auf fantasievolle Weise ein halbes Dutzend Morde begeht, und stellte die Gegenfrage, ob man denn auch vermute, ich hätte all diese bizarren Grausamkeiten begangen.

Unter dem Strich hatte ich mit Judit Kalman nur das Geschlecht gemeinsam und vielleicht grob die Altersgruppe, wenngleich ich um etliche Jahre älter war als sie. Dass sie reich ist, war auf zwei Gründe zurückzuführen. Zum einen wurde mir bei meinen Recherchen über Stalking klar, dass es sich um ein äußerst zeitaufwendiges Verbrechen handelt. Richtig intensive Stalker haben daher oft keinen Job. Nun wollte ich meine Protagonistin aber nicht von der Sozialhilfe leben lassen, was ihre Möglichkeiten ja einschränken würde, vielmehr sollte sie von finanziellen Überlegungen ungebremst ihrem Liebeswahn nachgehen können. Der zweite Grund ergab sich schnell, indem ich mir diese Möglichkeiten auszumalen begann: Es machte mir Spaß, denn es befreite mich aus meiner tatsächlich prekären Realität, die die einer alleinerziehenden Schriftstellerin war, die sich mehr schlecht als recht durchschlug. Es hätte mir keine Freude gemacht, über jemanden zu schreiben, der jeden Cent drei Mal umdrehen muss, denn dann hätte ich nur meinen Alltag gedoppelt, so aber konnte ich in meiner Fantasie daraus entfliehen.

Was das Stalking betrifft, so hatte ich es in meinem Leben mehrfach selbst erlebt, in der passiven Form. Die Rollenumkehr im Buch könnte man psychologisch vielleicht als eine Art Empowerment-Versuch ansehen, als Bewältigungsstrategie. Eigentlich aber ging es mir um Frauen wie Adèle Hugo, die romantischer Besessenheit verfielen.

Wie man sieht, kann manches ganz anders sein, als man denkt, und oft ist es auch das Gegenteil. Auch „Kassiopeia“ birgt am

Ende noch eine ziemliche Überraschung, was das Verhältnis von Stalkerin und Gestalktem betrifft.

Es gibt in der Literaturgeschichte berühmte Beispiele für den Kontrast von Leben und Werk. Jane Austen etwa, die Meisterin des „courtship plots“, hatte selbst nicht das Glück, den Prozess des Findens der großen Liebe bis hin zur Hochzeit zu durchlaufen. Vielleicht erschien ihr die Ehe auch gar nicht so reizvoll, denn zumindest ein von ihr abgelehnter Antrag ist verbürgt. Ab ihrem dreißigsten Lebensjahr soll sie durch das Tragen entsprechender Kleidung signalisiert haben, dass sie am Heiratsmarkt nicht mehr zur Verfügung stand.

Im Fall eines Romanes ist es eigentlich einfach, von Fiktion auszugehen, denn er ist per definitionem Fiktion. Anders aber sieht es aus, wenn der Schriftsteller seine eigene Biografie verfälscht. So gab der in Wien-Breitensee geborene H. C. Artmann bisweilen seinen Geburtsort als „St. Achatz am Walde“ an, was unüberprüft in so manchen Klappentext geriet. Ein spezieller Fall ist Karl May, der sich so sehr in seine Geschichten verstieg, dass er behauptete, Old Shatterhand zu sein, und sich von einem Kötzchenbrodaer Büchsenmacher die legendären Gewehre seiner Romanhelden – „Bärenötter“, „Silberbüchse“ und „Henrystutzen“ – anfertigen ließ. Natürlich beförderte dieser Mythos auch den Verkauf, und so wurden Leserfragen an den Verlag in diesem Sinne beantwortet.

## Werk

Die im Herbst 2019 erschienene Amazon-Serie „Hunters“ mit Al Pacino, in der es um eine Gruppe von Nazi-Jägern in den Siebzigerjahren in den USA geht, gab Anlass zu einer auch für Schriftsteller interessanten Diskussion. Grund dafür war folgende Szene: KZ-Insassen stehen auf einer Wiese, die mit Hilfe von eingetrapelten hellen und dunklen Quadraten als überdimensioniertes Schachbrett gestaltet wurde, als Figuren. Ein Lagerkommandant spielt gegen einen jüdischen Häftling. Jedes Mal, wenn eine Figur geschlagen wird, muss der sie repräsentierende Häftling mit einem Messer abgemetzelt werden. Links und rechts des Schachbrettes häufen sich die Leichen.

Das Problem ist: Dergleichen ist nie passiert. Bei all den sadistischen Perfidien, die sich die Nazis einfallen haben lassen, war diese nicht dabei. Auch wenn die Szene per se nicht revisionistisch ist, die Verbrechen nicht leugnet, sondern ihnen nur ein weiteres, fiktives hinzufügt, könnte genau das im Endeffekt doch zu Revisionismus führen. Denn wenn man geglaubt hat, dass das wirklich passiert ist, und dann erfährt, dass es sich um bloße Erfindung handelt – warum sollte man dann noch irgendwas von dem glauben, was man über die Konzentrationslager hört? So meldete sich unter anderem die Auschwitzgedenkstätte zu Wort: Man müsse bei den Fakten präzise bleiben, um die Opfer und ihre Geschichten zu ehren, und um nicht Holocaust-Leugnern eine implizite Legitimation ihrer Theorien zu liefern. Geht es um historische Fakten, stößt die Fiktion hier an ihre Grenzen.

Ein weiterer Diskussionsfall war Peter Handke, der wie Karl May „die Indianer“ als Projektionsfläche verwendete. Die Belagerung Sarajevos beschrieb er so, dass die Truppen der Republika Srpska als Freiheitskämpfer gedeutet wurden: „Erscheinen nicht auch in den Western die bösen Indianer oben auf den Felsklippen, die friedlichen Ami-Karawanen überfallend und metzelnd – und kämpfen die Indianer nicht doch um ihre Freiheit?“ Die Projektion deflektiert von den Indianern auf „die Serben“, für Handke die edlen Wilden Europas: „Wird man einmal, bald, wer?, die Serben von Bosnien auch als solche Indianer entdecken?“

Der Gestus des tastenden Fragens verschleiert nicht, dass es sich hier um eine ziemlich starke Insinuation handelt. Dabei greift Handke die Fiktion vom Western-Indianer an und erhebt im selben Moment die Fiktion vom edlen Balkan-Indianer zur (doch auch möglichen?) Realität. Er ist stolz darauf, das filmische Klischee zu durchschauen und überträgt dieses berechnete Anzweifeln auf eine völlig andere Situation. Die Berichterstattung der Medien hat für ihn denselben Stellenwert wie ein Hollywood-Drehbuch: alles Erfindung, alles Propaganda.

Auch hier sind real existierende Menschen betroffen, die ehemaligen Eingeschlossenen von Sarajevo, die sich gegen ein solches Infragestellen des von ihnen Erlebten wehren.

Die Behauptung, Literatur könne eine „höhere Wahrheit“ aufzeigen, ist einerseits richtig und andererseits heikel. Richtig ist sie in dem Sinne, dass Literatur uns die Augen öffnen und einen Erkenntnisgewinn beschern kann. Im Falle völligen Realitätsverlustes dagegen gebärdet sie sich unter Umständen wie eine Religion. Die Erde ist viele Millionen Jahre alt? Nein, die höhere Wahrheit ist, sie ist erst ein paar tausend Jahre alt.

Das besonders Heikle bei Schriftstellern ist, dass sie haarsträubenden Unfug oft sehr schön auszudrücken vermögen. Ist das Geraune nur gülden genug, wird es verführerisch. Darf man es nicht mehr hinterfragen, weil Literatur sakrosankt ist, ist man nicht weit vom religiösen Führer entfernt, der in den Augen seiner Anhänger zwangsläufig recht hat, weil er so schön zu predigen vermag.

## Wirklichkeit

„Wer nichts weiß, muss alles glauben“, lautet ein Aphorismus von Marie von Ebner-Eschenbach. In den Naturwissenschaften wird Wissen durch ständiges Hinterfragen etabliert. Doch Falsifikation und Diskursanalyse bedeuten nicht, dass alles irgendwie relativ ist, dass jeder selbst bestimmen kann, was Wissenschaft ist, dass es am Ende keine Fakten gibt. Es kommt nicht von ungefähr, dass der Glaube von einem Nebeneinander an mehreren „alternativen Fakten“ besonders in den USA um sich greift, wo an manchen Schulen neben (oder statt) der Evolutionstheorie auch die Schöpfungsgeschichte unterrichtet wird. Die ersten Siedler waren oft Mitglieder religiöser Gruppierungen, die in Europa verfolgt wurden. Die daraus erwachsene schöne Tradition der Religionsfreiheit führt jedoch in ihren extremsten Auswüchsen dazu, dass die Wissenschaft als etwas angesehen wird, was man einfach hinwegglauben kann. Klimawandel? Glaub ich nicht. Corona? Glaub ich nicht. CNN-Berichte? Glaub ich nicht.

In einer solchen Welt gibt es keinen Halt mehr. Verschwörungstheorien stehen auf einer Ebene mit seriösem Journalismus, demokratisch gewählte Politiker halten sich für Ärzte und regen die

Injektion von Desinfektionsmitteln an oder schütteln die Hände von Covid-19-Infizierten. In einer solchen Welt tun Schriftsteller gut daran, Fiktion als solche klar zu deklarieren und nicht in Formen zu überführen, wo man sie für wahr hält und damit am Ende die Wahrheit für Erfindung.

Denn gerade Schriftsteller wissen genau, wo sie welches Element der Realität adaptieren, um es für einen literarischen Text nutzbar zu machen. So werden fiktionale Charaktere oft aus realen „gemorpht“. Man nimmt die Optik des einen, den Beruf des anderen, die Pingeligkeit des dritten und legt ihm ein schönes Zitat der Schwiegermutter in den Mund. Männer schreiben über Frauen, Frauen über Männer, Fünfzigjährige über Kinder, Zeitgenossen über historische Figuren, Arme über Reiche (oder noch viel Ärmere), Menschen, die keiner Fliege etwas zuleide tun können, über Mörder. Auch wenn ein Bonmot behauptet, man solle nur über Dinge schreiben, die man wirklich gut kennt, ist das kaum durchzuhalten, denn dann würden Schriftsteller nur über Schriftsteller schreiben.

Man eignet sich zwangsläufig fremde Realitäten an und kann dabei durchaus in kritisches Fahrwasser geraten. Wer auch immer der Herr war, der die Freuden der minderjährigen Mutzenbacher aus ihrer Perspektive verfasste, hat seine Wunschfantasien projiziert. Alexandre Dumas beschrieb die Kameliendame zwar tragisch, aber doch glamourös. Ein wesentlich deprimierendes Bild der Prostitution im neunzehnten Jahrhundert lässt sich in den weitgehend vergessenen Büchern von Frauen nachlesen: „Der heilige Skarabäus“ von Else Jerusalem oder „Tagebuch einer Verlorenen“ von Margarethe Böhme.

Auch stellt sich die Frage der kulturellen Appropriation. Heutzutage würde sich wohl niemand mehr anmaßen, über die Erfahrung eines Native American zu schreiben, ohne selbst einer zu sein. Wo genau die Grenzen zu ziehen sind, wird immer wieder neu diskutiert und muss wohl jeder Autor für sich entscheiden. So wurde etwa Jeffrey Eugenides nach dem Erscheinen seines Romanes „Middlesex“ dafür kritisiert, dass er sich die Erfahrung einer intersexuellen Person vorgestellt hatte.

Dabei kann die Zeit die Grenzen verschieben. Mit zunehmender Gleichberechtigung nahm die Diskussion ab, ob Männer weibliche Standpunkte glaubwürdig darstellen können. Ebenso wären in den Achtzigerjahren Hetero-Autoren, die aus der Perspektive schwuler Protagonisten schreiben, zumindest fragwürdig gewesen, heute regt das kaum jemanden mehr auf. Nicht nur ist das Fluktuieren in der sexuellen Orientierung leichter geworden, die Situation Homosexueller in unserem Kulturkreis hat sich in den letzten Jahrzehnten auch deutlich entspannt. Je traumatischer die reale Erfahrung der Betroffenen, desto problematischer die Appropriation.

Einer der grundlegendsten Unterschiede zwischen Fiktion und Leben ist, dass im narrativen Konstrukt alles einen Sinn hat. Im wahren Leben verlaufen die Dinge anders. Da hängt vielleicht im ersten Akt ein Gewehr an der Wand, das nicht spätestens im dritten abgefeuert wird. Eine Begegnung im Zug treibt die fiktive Geschichte voran, während sie in der Wirklichkeit mit hoher Wahrscheinlichkeit im Sande verläuft. Auch der Faktor Zeit verhält sich anders. Im Roman sind zwei oder zehn oder zwanzig Jahre mühelos zu überspringen. Man kann leidige Alltäglichkeiten, wie Putzen oder Aufsklogehen, ausklammern, muss es sogar. Sex im Film geht ganz schnell, er muss ökonomisch sein. Fünfundvierzig Minuten Vorspiel würden eine Neunzig-Minuten-Geschichte

sprengen. Die Leute reißen sich daher meistens nach kurzem Kuss die Kleider vom Leib. Auch sterben in einem Buch oder Film die Menschen nicht wirklich. Man braucht nur zurück zum Anfang zu gehen, und sie sind wieder da.

Permanenter Fiktionskonsum birgt die subtile Gefahr, dass zwischen Realität und Erfundenem nicht mehr genau unterschieden wird. Wer zu viele Liebesgeschichten gelesen hat, ist mitunter frustriert, wenn ihm solche perfekten Wunder vorenthalten werden. Wer zu viele Pandemiefilme gesehen hat, glaubt vielleicht nicht mehr, dass so etwas wirklich passieren kann – die reale Pandemie steht dann für ihn auf einer Glaubwürdigkeitsebene mit der Zombie-Apokalypse. Wer zu viele Überwachungsstaatsdystopien konsumiert hat, beschäftigt sich gar nicht mehr mit der Frage, ob eine konkrete Contact-Tracing-App tatsächlich so funktioniert wie in diesen (oder damit, dass keine teuflische Regierung der Welt ihre Bürger dazu bringen müsste, eine App zu installieren, um auf Bewegungsdaten zuzugreifen oder Gespräche abzuhören – das geht nämlich auch so.)

Das narrative Konstrukt hat den Vorteil, dass es in kurzer Zeit einen Bogen spannt, eine Handlung entwirft, zum Höhepunkt und zum Ende führt – anders als das wirkliche Leben, das vom Zufall gebeutelt auf und ab schaukelt. Die bereichernde, erhebende und manchmal sogar therapeutische Qualität guter Literatur beruht ja sogar darauf, dass sie in diesem Sinne „besser“ als die Wirklichkeit ist. Deshalb tut ein Realitätsabgleich gut, auch beim Lesen, und das ist unterschiedlich schwer. Jedem ist klar, dass am Attersee nicht wirklich so viele Menschen ermordet werden wie im österreichischen Krimi. Aber es gibt in unserem Leben keinen

großen Erzähler, der am Ende die Fäden sinnvoll zusammenführt. (Genau dieses zutiefst menschliche Bedürfnis nach einem solchen Erzähler, der unser Schicksal kennt und einen Plan für uns hat, begründet den Reiz der Religion.) Und so kann das Lesen allzu vieler Geschichten dazu führen, dass man ein bisschen enttäuscht ist, dass sich im eigenen Leben nicht immer alles so fügt.

Für uns Schriftsteller bedeutet das, dass wir in unserer Arbeit darauf achten müssen, dass die Schnittstellen zwischen Erfindung und Realität sauber bleiben. Wir müssen davon Abstand nehmen, die gestalterische Macht, die uns durch eine Fiktion hindurchträgt, auf andere Bereiche ausdehnen zu wollen. Die Freiheit der Kunst anzurufen, wenn es um faktische Behauptungen geht, ist zumindest unlauter. Denn die Wirklichkeit umschreiben können wir nicht.

**Bettina Balàka**, geb. in Salzburg, lebt als freie Schriftstellerin in Wien, schreibt Romane, Erzählungen, Lyrik, Essays, Literaturkritiken, Theaterstücke und Hörspiele. Ausgezeichnet unter anderem mit dem Salzburger Lyrikpreis, Österreich-1-Essay-Preis, Friedrich Schiedel-Literaturpreis, Elias-Canetti-Stipendium, Georg-Trakl-Förderungspreis für Lyrik.

Zuletzt erschienen: „Unter Menschen“, Roman, Suhrkamp Insel Verlag, Berlin 2016, „Die Prinzessin von Arborio“, Haymon Verlag, Innsbruck – Wien 2016, „Kaiser, Krieger, Heldinnen. Exkursionen in die Gegenwart der Vergangenheit“, Essays, Haymon Verlag, Innsbruck – Wien 2018, „Die Tauben von Brünn“, Roman, Deuticke Verlag, Wien 2019. [www.balaka.at](http://www.balaka.at)

## Christiana Puschak Österreichische Frauen am Bauhaus

### Kampf gegen Geschlechterrollen – Innovationskraft der Bauhaus-Künstlerinnen

*Man muss den geheimnissen des stoffes lauschen* (Otti Berger)

Noch immer weiß die Forschung und erst recht die Öffentlichkeit hierzulande viel zu wenig über die Frauen des Bauhauses: „Denn diese Frauen wurden weniger als Individuen gesehen, sondern mehr als Repräsentanten des weiblichen Geschlechts.“ Nach wie vor berechtigt ist die Kritik von Lucia Moholy am „Meisterkult“ und an der geringen Wertschätzung der Frauen: „Über die Meister selbst ist zu viel geschrieben worden, als dass hier von ihnen die Rede sein müsste.“ Dass dies sich allmählich ändert, soll in einem Rück- und Ausblick anlässlich des vorjährigen Bauhaus-Jubiläums beleuchtet werden.

1919 hatte das Bauhaus seine Pforten für männliche und weibliche Studierende geöffnet und ebnete damit Frauen einen Weg in neue Berufe und Kunstformen, in ein „riesiges Experimentierfeld“. Fotografinnen, Keramikerinnen, Architektinnen und Weberinnen konnten nun in Bereiche vordringen, die ihnen vorher verschlossen waren.

„Die erste Tat des Bauhauses war, alle feststehenden Anschauungen über Leben und Dinge einzureißen [...], eine neue Welt in sich aufzubauen.“ Dies schrieb die Designerin und ehemalige Bauhausschülerin Lisbeth Oestreicher. Die gebürtige Wienerin

gehörte zu den vielen, für die das Bauhaus neben einer Ausbildungsstätte eine „Schule für das Leben“ gewesen ist.

Der Andrang von Frauen ans Bauhaus war enorm – auch wegen der Atmosphäre dort. Unkonventionell war der Umgang mit Themen und Materialien. Es gab einen regen Austausch und eine große Offenheit für neue Ideen. Insbesondere Frauen sahen hier eine Chance, ihre Kreativität zu entwickeln und dabei eine gute Ausbildung zu erhalten.

An den drei Standorten des Bauhauses Weimar, Dessau und Berlin waren in der Zeit zwischen 1919 und 1933 ein Drittel der Schüler und Lehrer weiblich. Dies spiegelte sich lange Zeit weder in der Literatur noch in den Medien wider. Die Kunst- und Designprofessorin Anja Baumhoff hatte in ihrem grundlegenden Werk „The Gendered World of the Bauhaus“ nachgewiesen, dass die Anzahl der weiblichen Schüler am Bauhaus gezielt reduziert wurde. Zu groß waren die Vorbehalte eines Teils der Lehrer gegenüber weiblichen Auszubildenden, zu groß die Befürchtung, dass die hohe Anzahl von Frauen dem Renommee der Schule schaden könnte, zu groß die Furcht, die finanziellen Zuwendungen könnten versiegen. So kam es, dass die Bauhausleitung nur noch „außerordentlich begabte Frauen“ aufnahm. Es entstanden Rivalitäten, manche Bereiche wie die Textilwerkstatt und die Fotografie erhielten das Etikett „weiblich“. Nur wenigen gelang

es, den Schwerpunkt während der Ausbildung zu wechseln wie Alma Siedhoff, die zuerst in der Weberei und später in der Holzbildhauerei war.

Bevor die Weberin und Designerin Gunta Stölzl, die den Unterricht in der Textilabteilung schon lange geleitet hatte, offiziell Werkmeisterin wurde, war sie an der Wende des Bauhauses zur industriellen Fertigung beteiligt. Ausgebildet an der Münchner Kunstgewerbeschule wurde sie eine „großartige Lehrerin“, erfuhr jedoch lange Zeit nicht die gebührende Anerkennung. „Wo Wolle ist, ist auch ein Weib, das webt, und sei es nur zum Zeitvertreib“, diffamierte Oskar Schlemmer die Textilkünstlerinnen. Eine von Gunta Stölzls besten Schülerinnen, Anni Albers, hatte die Abwertung der Webtätigkeit so verinnerlicht, dass sie die Weberei lange Zeit selbst für „zu weibisch“ gehalten hatte, bevor sie sich für eine Ausbildung dort entschied. Beeinflusst von ihren Lehrern Kandinsky und Klee fertigte sie später eindrucksvolle Wandbehänge, doch sie blieb lange Zeit im Hintergrund, obwohl sie über ihre Werke hinaus noch mehr erreicht hatte: Ihr war es gelungen, Handwerk, industrielle Textilproduktion und abstrakte Kunst zusammenzuführen. Die herkömmliche Wohnform bezeichnete sie als eine „verbrauchte Maschinerie, die die Frau zum Sklaven des Hauses macht“. Ihre Theoriebeiträge wurden hoch geschätzt: z.B. ihr Beitrag zur Entwicklung des Tastsinns und seiner Bedeutung beim Weben, den Moholy-Nagy in einen seiner Theoriebände aufnahm.

„Viele Frauen fühlten sich [...] abgeschoben“, so die Direktorin des Bauhausarchivs Annemarie Jaeggi in einem Interview. Den Grund dafür sieht sie in der Auswirkung der geschlechtsspezifischen Sozialisation, der Männer wie Frauen gleichermaßen unterworfen waren.

Als mehr für Männer geeignet galt die Arbeit in der Metallwerkstatt, der Töpferei sowie der Druckerei. Weibliche Begabungen änderten daran wenig. Zwar wurde Marianne Brandt von Moholy-Nagy als „beste und genialste Schülerin“ bezeichnet, doch lange Zeit musste sie „vorwiegend langweilig-mühsame Arbeit“ verrichten und erhielt keine Leitungsposition. Der Bauhaus-Gründer Walter Gropius, der sich ursprünglich für die Gleichberechtigung in der Ausbildung einsetzte, sprach sich aufgrund des Druckes von außen gegen die Ausbildung von Architektinnen aus: „Es ist nach unserer Erfahrung nicht ratsam, dass Frauen in schweren handwerklichen Bereichen, wie Möbelbau [...] arbeiten. Zu diesem Zweck wurde eine Frauenklasse am Bauhaus ins Leben gerufen, die hauptsächlich mit Textilien arbeiten; die Buchbinderei und die Töpferei akzeptieren auch Frauen. Wir sind grundsätzlich gegen die Ausbildung von Frauen als Architekten.“ Nur wenige Studentinnen mit diesem Schwerpunkt konnten ihre Berufswünsche durchsetzen wie Lilly Reich, die später Dozentin an der Hochschule für bildende Künste wurde oder Lotte Beese, die sich in Amsterdam als gefragte Architektin etablieren konnte.

Zahlreiche Frauen, die am Bauhaus studierten und arbeiteten, erfuhren ab 1933 Diffamierung und Verfolgung. Sie gehörten zu denen, die aufgrund ihrer Kreativität und Expressivität als „entartet“ galten, jüdischer Herkunft und/oder politisch oppositionell waren. Sie sahen sich gezwungen, ins Exil zu gehen und viele von ihnen gerieten in Vergessenheit. Schon seit etlichen Jahren wird in der Exilforschung daran gearbeitet, die vergessenen Kunstschaaffenden wiederzuentdecken, aber der Fokus lag auch da lange Zeit auf den männlichen Exilierten. Was die Forschung über Frauen im Bauhaus anbelangt, hatte vor 2011 nur Claudia

Schoppmann 1999 in dem Buch „Im Fluchtgepäck die Sprache“ die Bauhausschülerin Hilde Rubinstein porträtiert.

Erst die Tagung im Oktober 2011 der Arbeitsgemeinschaft *Frauen im Exil* widmete sich dieser Lücke in der Bauhaus-Rezeption und erinnerte an die Lebensgeschichten der Bauhaus-Frauen, das Werk der Künstlerinnen als auch ihren Beitrag zur Entwicklung des Bauhauses. Nunmehr können in dem Sammelband „Entfernt – Frauen des Bauhauses während der NS-Zeit“ die Ergebnisse dieser Tagung nachgelesen werden.

Jenseits der Exilforschung boten Bücher wie „Gespiegelter Ich“, „Architektinnen“ und „Designerinnen“ Einblicke in die Kreativität und das Schicksal der Bauhaus-Frauen: darin werden Ré Soupault, Marianne Brandt, Lucia Moholy, Ellen Auerbach, Grete Stern sowie Margarete Jahny, die bedeutendste Designerin der DDR, porträtiert.

Während sich die Neuerscheinungen zum 90jährigen Bauhausjubiläum thematisch eher kommerziellen Aspekten des Bauhauses verschrieben, standen 2019 neben „Umbruch“ und „Amerika“ endlich die Frauen im Vordergrund.

So stellt die Architekturprofessorin Jana Revedin in ihrem Buch Ise Gropius als eine Partnerin auf Augenhöhe vor, die mehr als nur die Sekretärin im Hintergrund war. Eher unterhaltsam hingegen wendet sich Ursula Muscheler Ise Gropius und anderen Frauen zu, die ihr künstlerisches Potenzial zwar nicht ausschöpfen konnten, aber „mutig genug“ waren, „zu neuen Ufern aufzubrechen“.

Einen lebendigen Einblick in einen Teil der Bauhausgeschichte liefert Nicholas Fox Weber, der bereits 22jährig Anni und Josef Albers persönlich kennenlernte. Er bringt den Lesern sechs Bauhäusler näher, davon mit Anni Albers allerdings nur eine Frau, die jedoch für das Bauhaus eine äußerst bedeutsame Rolle spielte.

Neu überarbeitet wurde Ulrike Müllers überaus informative Porträtsammlung von zwanzig Bauhausfrauen, die die Werke der Künstlerinnen und Designerinnen und deren Einfluss auf die Produktion der Moderne bis heute vorstellt.

Auf ein Buch sei besonders verwiesen: Frauen am Bauhaus, Wegweisende Künstlerinnen der Moderne, hg. von Patrick Rössler und Elizabeth Otto. Dieses Buch erzählt die andere Seite der Bauhaus-Geschichte, die der weiblichen Mitglieder. Es zeigt die zentrale Rolle der Frauen am Bauhaus auf, aber auch die Rolle der Frauen für die moderne Kunst. Jede der Frauen – insgesamt 45 stellvertretend für die Frauen am Bauhaus –, ihr Leben und ihr künstlerischer Werdegang werden ausführlich beschrieben.

So finden sich unter ihnen auch pointierte Porträts über Bauhausschülerinnen, die in der k.u.k. Monarchie geboren wurden. Da ist die 1904 in Bratislava geborene Irena Blühová (1904 – 1991). Sie engagierte sich bereits politisch, als sie noch Aushilfssekretärin und Bankangestellte war. Früh interessierte sie sich für Kunst und Kultur. Neben dem Beruf besuchte sie eine weiterbildende Schule und wandte sich der Fotografie zu; erste touristische Fotos entstanden. Bald darauf wurde ihr Schwerpunkt die Dokumentation von Kinderarbeit. Sie wurde eine der ersten Sozialfotografinnen. Fotozyklen wie „Kinder und Kinderarbeit“, „Jahrmärkte im Waagtal“ oder „Saisonarbeiter“ entstanden. Während ihres Bauhaus-Studiums in den Jahren 1931 und 1932 professionalisierte sie ihre Sozialfotografie und fokussierte sich auf Porträtaufnahmen von Bettlern, Vagabunden, Menschen mit körperlichen Beeinträchtigungen sowie Landarbeitern und Arbeiterinnen. Eine ihrer bekanntesten Fotografien ist „Bedienerin am Bauhaus“ – eine Frau, die als Reinigungskraft arbeitet. Über ihre Zeit am Bauhaus schrieb Irena Blühová, dass ihr „jeder Tag neue, schöpferische Impulse“

sowohl für ihre professionelle als auch ihre politische Arbeit gab. Bereits 17jährig trat sie der kommunistischen Studentenfraktion bei, weil sie etwas gegen die Armut unternehmen wollte, die sie als Kind kennengelernt hatte. Während der Kriegsjahre war sie als Antifaschistin aktiv. Bekannt wurde sie dafür, dass sie mit ihren Fotografien Außenseitern ein Gesicht gab. Das Fotografieren war für sie eine ihrer „schärfsten Waffen gegen Armut, Ausbeutung, Unrecht“. Gleichzeitig setzte sie die Fotografie ein, um Klischees zu hinterfragen: So fotografierte sie ihren Mann nackt auf Skiern und erreichte, dass diese Aufnahme als erstes Aktfoto einer Frau von einem Mann bekannt wurde.

Gut befreundet war Irena Blühová mit der acht Jahre jüngeren, in Szeged geborenen Judit Kárász (1912 – 1977). Bereits als Jugendliche interessierte sich Kárász für Fotografie und erweiterte ihre Grundkenntnisse, als sie mit 18 Jahren als eine der jüngsten Studentinnen am Bauhaus anfang. Auch sie wurde eine der führenden Vertreterinnen der Sozialfotografie.

Mit ihrer Kamera sah sie hinter die Kulissen des bürgerlichen Lebens und dokumentierte das Leben in Armut und sozialer Ausgrenzung. Weil sie verbotenes Material für ihre politischen Aktivitäten druckte, musste sie 1932 das Bauhaus verlassen. Sie ging nach Berlin, arbeitete dort für eine Fotoagentur als Laborassistentin und lernte zahlreiche Künstler und Intellektuelle kennen. Gegenstand ihrer Fotografien wurden nunmehr Brücken, große Straßen und Baugerüste, Ausdruck ihrer Arbeit mit der Leica als Dokumentarfotografin. Weiterhin richtete sich ihr Augenmerk auf das Leben in ländlichen Regionen. Fotoreportagen zeigen arme Kinder, erschöpfte Bauern und im Kontrast dazu herausgeputzte Hochzeitsgäste und Prozessionsteilnehmer. Vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs floh Kárász auf die dänische Insel Bornholm, wo sie bei der mit ihr befreundeten Familie des deutschen Schriftstellers und Orgelbauers Hans Henny Jahnn lebte. Erst 1949 kehrte sie in ihre Heimat zurück und wurde Fotografin für das Kunstgewerbemuseum in Budapest. Nach einer Krebsdiagnose nahm sie sich im Mai 1977 das Leben.

Da ist des Weiteren Friedl Dicker-Brandeis (1898 – 1944), die bereits als Kind im Wiener Papierwarengeschäft ihres Vaters Anregungen zum Malen erhielt. Nach einer Lehre in Fotografie und Reproduktionstechnik besuchte sie die Textilklass bei Franz Cisek, folgte 1919 Johannes Itten ans Bauhaus Weimar und ließ sich in Architektur ausbilden. Sie war in ihrem Beruf erfolgreich und wurde u.a. mit der Ausstattung eines Montessori-Kinder Gartens beauftragt. Als aktives Mitglied der Kommunistischen Partei fertigte sie Fotocollagen für Agitationsplakate an und wurde 1934 inhaftiert. Nach ihrer Freilassung blieb sie in Tschechien bei ihrem Mann, obwohl sie die Möglichkeit zur Emigration gehabt hätte. Beide wurden 1942 nach Theresienstadt deportiert. Als „leuchtender Stern des Ghettos“ gelang es Friedl Dicker, dort Zeichenkurse für Kinder zu organisieren. Ihr Mann überlebte, sie wurde 1944 nach Auschwitz verschleppt und ermordet.

Gleichermaßen deportiert und ermordet wurde Zsuzsanna Klara Bánki (1912 – 1944), die als Tochter eines Gynäkologen in Győr aufwuchs, der ab 1902 neben seinem Arztberuf Direktor einer Hebammenschule war. Ihre Mutter interessierte sich für Wohnungseinrichtungen und sammelte Antiquitäten. Zsuzsanna Banki wollte wie ihr Vater und ihr Bruder Medizin studieren, doch ihre Eltern sahen den Arztberuf für eine Frau als ungeeignet an, da er nicht mit einer Familiengründung zu vereinbaren sei. Vor allem die Mutter riet der Tochter, Innenarchitektin zu werden. Zsuzsanna schrieb sich 1930 am Bauhaus Dessau für Architektur

ein, hatte jedoch auch bei diesem Studienfach den Eindruck, „für ein Mädchen hat das keine Zukunft“. Die Schule gefiel ihr und sie fand den Unterricht „hervorragend“, doch sie wurde immer pessimistischer hinsichtlich ihrer beruflichen Zukunft: „Du denkst doch nicht etwa, daß eine Frau ein Haus bauen kann, ich kann es mir jedenfalls nicht vorstellen.“ Zsuzsanna Bankis Interesse an Politik entwickelte sich erst durch ihre Freundschaften, u.a. zu Irena Blühová, und durch Solidaritätsaktionen, an denen sie teilnahm. Nachdem sie wegen ihrer politischen Aktivitäten das Bauhaus verlassen musste, setzte sie ihr Architekturstudium an der Frankfurter Kunsthochschule und an der Wiener Akademie der bildenden Künste fort. Für das Examen entwarf sie ein Taufbecken, das sie bekannt machte. Später eröffnete sie ein Büro für Innenarchitektur und heiratete 1938 den Internisten Istvan Starkund. Aus Rücksicht auf ihre Mutter verschob das Ehepaar den ursprünglichen Plan, Ungarn zu verlassen und auszuwandern. Ihr Mann kam in ein Arbeitslager, wo er den Krieg überlebte, Zsuzsanna Banki und ihre Mutter wurden 1944 deportiert und ermordet. All ihre Zeichnungen und Entwürfe sind verloren gegangen.

Das gleiche Schicksal widerfuhr Otti Berger (1898 – 1944). Sie hatte vier Jahre die Königliche Kunstakademie und die Kunstgewerbeschule in Zagreb besucht, bevor sie von 1927 bis 1930 am Bauhaus studierte und dort ihren Schwerpunkt auf künstlerische Formen- und Farbenlehre legte. Neben Kandinsky war vor allem Paul Klee ihr Lehrer. Anschließend übernahm sie zusammen mit Annie Albers für ein Jahr stellvertretend für Gunta Stözl die Leitung der Weberei und unterrichtete in der Zeit selbst. Obwohl Otti Berger alle pädagogischen, produzierenden und praktischen Bereiche des Lehrprogramms ausführte, wurde sie nie offiziell angestellt. Von großer Bedeutung war für sie der Tastsinn, über den sie Forschungen betrieb: „Das Begreifen eines Stoffes mit den Händen kann ebenso schön empfunden werden wie eine Farbe vom Auge oder ein Klang im Ohr.“ Sie eröffnete ein eigenes Textil-Atelier in Berlin. Als Jüdin erhielt sie 1936 Berufsverbot. Sie plante, in die USA auszureisen, wo sie eine Professur in Aussicht hatte. Vorher suchte sie ihre erkrankte Mutter in Zmajevac auf. Dort wurde sie 1944 verhaftet, mit ihrer Familie nach Auschwitz deportiert und ermordet.

Am Bauhaus blieb Otti Berger für ihre Studien zum Tastsinn in Erinnerung, aber auch für ihr besonderes Gespür für Farben. Gemeinsam mit der Musikpädagogin Gertrud Grunow hatte sie den Zusammenhang von Klang, Farbe und Bewegung untersucht und ihre Erkenntnisse im Unterricht eingesetzt. Beispielsweise gab sie ihren Schülerinnen die Aufgabe, die Farbe Blau zu tanzen. Daraus entwickelten sich faszinierende künstlerische Darstellungen auf der Bühne. Otti Berger zählt zu den wichtigsten Wegbereiterinnen des Textildesigns.

Weiter zu nennen ist Ivana Tomljenović-Meller (1906 – 1988), die in ihrer Geburtsstadt Zagreb an der Königlichen Akademie der Künste studierte, bevor sie ein Jahr die Kunstgewerbeschule in Wien besuchte. 1929 studierte sie am Bauhaus und begann dort, neue visuelle Techniken auszuprobieren. Sie entwickelte eine neue Bildsprache. Ihr primäres Interesse galt der Gestaltung von Plakaten sowie der Fotobearbeitung. Als Hannes Meyer 1930 aus dem Amt des Bauhausdirektors entlassen wurde, verließen eine Vielzahl von Studenten das Bauhaus – unter ihnen Ivana Tomljenović. „Viel Glück, Bauhaus und Berliner Kameraden, wir sehen uns nach der Revolution“, so Tomljenović in einer Fotocollage nach ihrem Weggang vom Bauhaus. Anschließend arbeitete sie als

Bühnenbildnerin und Plakatgestalterin in Berlin und versuchte, die Kunst für ihr politisches Engagement einzusetzen. Nach einem Aufenthalt in Paris, wo sie sich vorübergehend einem Literaturstudium widmete, zog sie nach Prag und arbeitete nach ihrer Heirat als Kunstlehrerin am Staatlichen Frauengymnasium. Diesen Beruf übte sie nach dem 2. Weltkrieg wieder aus. Später legte sie ihren künstlerischen Schwerpunkt auf die Fotografie und befasste sich u.a. mit der „Neuen Frau“.

Lisbeth Oestreicher (1902 – 1989), die Schwester der österreichischen Fotografin Maria Austria, wuchs als Tochter eines Badearztes mit Maria und einem Bruder in Karlsbad auf. Sie besuchte in Wien und München die Kunstakademie, später in Berlin die Reimann-Schule, eine private Einrichtung für Kunstgewerbe. Bereits um 1926 eröffnete sie im Elternhaus ein eigenes Atelier mit Strickwaren und verkaufte in der Sommersaison Kleidung und Accessoires. Lisbeth studierte von 1926 bis 1930 am Bauhaus. Nach dem Erhalt ihres Bauhaus-Diploms legte sie ihre Gesellenprüfung vor der Handwerkskammer ab, danach leitete sie für zwei Jahre die Bauhaus-Färberei. 1933 emigrierte sie nach Amsterdam, richtete in ihrem Pensionszimmer ein kleines Atelier ein und arbeitete als Textilgestalterin. Sie entwarf Muster und strickte auch selbst. Als sie in Amsterdam die ebenfalls vertriebene Fotografin Eva Besnyö kennenlernte, fotografierte diese ihre Strickmodelle und Lisbeth schickte die Fotos zu Werbezwecken an Zeitschriften. Später folgte ihr Maria nach Amsterdam und die Schwestern gründeten das Atelier „Model en Foto Austria“. Maria fotografierte und Lisbeth arbeitete Worte und Bilder zum politischen Geschehen in ihre Strickprodukte ein, so z.B. das Wort „Frieden“ in verschiedenen Sprachen. Nach der Besetzung der Niederlande gelang es Maria Oestreicher unterzutauchen. Lisbeth kam ins Lager Westerbork und heiratete noch im Lager den Wiener Ingenieur Otto Birmann. Sie überlebte, ihre Mutter, ihre Schwägerin und ihr Bruder hingegen wurden ermordet. In

ihren Beruf kehrte Lisbeth Oestreicher nicht mehr zurück. Sie widmete sich der Erziehung ihrer drei verwaisten Nichten. Da sie auf ihre früheren Erfahrungen in der Färberei des Bauhauses zurückgreifen konnte, arbeitete sie zeitweise bei den IG Farbwerken Hoechst und später als Herstellerin von verschiedenartigen Stoffen in einer mechanischen Weberei. Das Textildesign gab sie ganz auf, fertigte nur noch für die Familie und Bekannte Strickmodelle, Wandteppiche und Decken an.

Die 1908 im Wiener Arbeiterbezirk Favoriten als Edith Sutschitzky geborene Edith Tudor-Hart (1908 – 1973) wollte ursprünglich Kindergärtnerin werden und besuchte einen Kurs bei Maria Montessori in London, bevor sie den Chemiker und Kommunisten Arnold Deutsch kennenlernte. Sie begann, sich politisch zu betätigen und entdeckte die Fotografie für sich. 1929 immatrikulierte sie sich am Bauhaus in Dessau und erkannte bald, dass die Kamera eine Waffe sein konnte im Kampf gegen Ungerechtigkeit, ein „Instrument des Handelns“, um Ereignisse zu beeinflussen. 1933 wegen kommunistischer Umtriebe verhaftet, emigrierte sie nach England. Dort wurde sie mit ihren fotografischen Sozialreportagen bekannt und hatte engen Kontakt u.a. zu Anna Freud. Gemeinsam mit der Bauhaus-Fotografin Grete Stern, deren Fotografien von einer „außerordentlichen Intensität der Identifikation [...] mit [...] dem Vis-à-vis“ zeugen, arbeitete sie an einer Broschüre für ein Kinder-Krankenhaus in London. Tudor-Harts wiederkehrende fotografische Themen waren Kinder, Arbeitslosigkeit und Obdachlosigkeit.

Die hier porträtierten Frauen am Bauhaus eint, dass sie dem Alltagsleben und sozialen Themen den Vorrang gaben, „aufmüßig“ und widerständig waren und sich politisch engagierten. Ihre Erfahrungen sollten in weiteren Studien umfassend rekonstruiert und ihr Wissen generiert werden. Denn: „Jede Frau ändert sich, wenn sie erkennt, dass sie eine Geschichte hat“, so Gerda Lerner, die erste Frauengeschichts-Forscherin.

## Melitta Matoušek

### Man muss die Idee beim Schopf packen, wenn sie vorbeifliegt.

#### Über den Exilanten, Erfinder, Unternehmer und Künstler Friedrich Schächter (1924 – 2002)

Seit 2014 Forschung im Nachlass eines bisher kaum bekannten Wiener Unternehmers und Kugelschreibererfinders mit 168 Patenten. In den Archivschachteln liegen persönliche und geschäftliche Briefe, Zeitungsartikel, private Fotos, technische Zeichnungen und Abbildungen von Kugelschreiber-Produktionsmaschinen, Patenturkunden und dazugehörige Korrespondenz, Zeitungsartikel sowie Materialien wie Prototypen oder Maschinenteile aus fast 80 Lebensjahren. Vieles bleibt offen, ist lückenhaft und nicht mehr feststellbar.

#### Kindheit und Jugend in Wien

1924 wird Friedrich Schächter in Wien geboren. Fritz, der Zweitgeborene eines Lederschneiders jüdischer Herkunft aus Ottakring, sieht die Kunden seines Vaters, Rubin Schächter, wie Opernsänger Piccaver oder den Prince of Wales, die sich von seinem Vater



Porträtfoto Sammlung Schächter, Nachlass, ohne Jahresangabe.

Lederhosen anmessen lassen. „Was soll ich noch erfinden, wenn schon alles erfunden ist?“, fragt der Volksschüler. Er verlangt vom Zahnarzt, ihm jedes einzelne Instrument genau zu erklären, er will wissen, was mit einem wertvollen Ring seiner Mutter, Bertha Schächter, passiert, wenn er ihn in den Ofen wirft – seine Neugier ist grenzenlos. Seine Freunde sind immer ein wenig älter als er: Er, der Jüngere, ist interessant für sie.

Der Gymnasiast wird mit Musik- und Malstunden und mit Metallbaukästen in seinem handwerklichen Geschick gefördert. Die Besuche bei der „Mischpoche“ (Verwandtschaft) jeden Sonntagnachmittag schätzt er sehr.

## Der große Bruch

1938: Bald nach dem „Anschluss“ muss Friedrich Schächter am 28. April im Zuge der „Umschulung der Jüdischen Schüler“ das Gymnasium verlassen und die vierte Klasse Gymnasium vor dem Ende des achten Schuljahres abbrechen.

Er erlebt die Verhaftung und Deportation seines Vaters nach Dachau und Buchenwald. Gemeinsam mit Mutter Bertha und seiner Schwester Edith wird er aus der Wohnung am Loquai-park geworfen. Ein Freund der Familie, Besitzer des Sporthauses Brunhuber in Mariahilf, nimmt sie unter großer Gefahr für sich selbst bei sich auf.

In der erzwungenen schullosen Zeit organisiert sich Fritz zunächst Beschäftigung bei einem Schildermaler in einem der Durchhäuser zur Mariahilferstraße; sein Berufswunsch ist Maler. Als dieser Friedrich nach einigen Wochen bedeutet, dass er ihm nichts mehr beibringen könne, zahlen Friedrichs Eltern dafür, dass ihr Sohn Friedrich beim sozial engagierten bekannten Grafiker Victor Theodor Slama als Praktikant mitarbeiten darf. Slama steht inzwischen unter Berufsverbot und darf eine Zeitlang nur Kinoplakate malen, wobei Fritz mithelfen darf.

## Schicksal der Eltern und der Schwester

Schlussendlich können sich alle Familienmitglieder retten. Vater Rubin wird im Jänner 1939 aus dem KZ Buchenwald entlassen. Der Anblick des kahlgeschorenen abgemagerten Mannes beim Empfang zu Hause wird sich Fritz lebenslang einprägen. Mutter Bertha kann gerade genug Geld zusammenkratzen, um den von den Nazis geforderten Betrag für ein Visum ihres Mannes Rubin nach Barbados (zu Großbritannien gehörend)<sup>1</sup> zu zahlen. Mit einer Bahnkarte nach Hamburg und dem Visum muss Rubin Schächter innerhalb von drei Tagen nach seiner Entlassung im Jänner 1939 Österreich verlassen. Nach wochenlanger Irrfahrt – die Visa stellen sich als wertlos heraus – legt das Schiff „Königstein“ mit vielen jüdischen ExilantInnen an Bord – Großbritannien lässt die Flüchtlinge nicht an Land – im Hafen La Guaira bei Caracas in Venezuela an. 1943 stirbt Rubin an Lungenentzündung, ohne seine Familie wiedergesehen zu haben.

Fritz' Schwester Edith kann wie zahlreiche andere jüdische Mädchen mit einem „domestic permit“ im März 1939 nach London fliehen und muss dort als Hausgehilfin arbeiten. Mutter Bertha kann auf dem letzten Kinder-Transport nach London am 1. September 1939 einen Platz als Begleiterin für eine Kindergruppe ergattern und so gerettet werden.

## Friedrichs Rettung nach Schweden

Über den für sein Alter hochgewachsenen 15-jährigen Fritz wird schon länger im Haus Schmalzhofgasse getuschelt: „Der ist doch so groß, der gehört doch längst in ein Lager.“ Über Vermittlung eines Zeugen Jehovahs kann für den 15-jährigen Fritz mit Hilfe der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien ein Platz auf einem der Kindertransporte, Zielland: Schweden, organisiert werden. Diese sind 1938 und 1939 ein kompliziertes diplomatisches und bürokratisches Unternehmen, an dem viele Menschen und Organisationen beteiligt sind. Die Koffer sind ständig gepackt, denn die Abreise wird oft erst Stunden vor der Abfahrt angekündigt. Der Abschied muss schnell gehen. Friedrich wird seine Schwester und seine Mutter erst viele Jahre später wiedersehen.

Am 14. Jänner 1939 muss Mutter Bertha der jüdischen Gemeinde in Stockholm die Vollmacht über alle erzieherische Belange, „die im Interesse meines Kindes getroffen werden“, für ihren Sohn Fritz, unterschreiben. Mutter Bertha muss alle Erziehungsverantwortung an ihr unbekannte Menschen in einem anderen Land abgeben, lange vor einer Rettung des Kindes, die monatelang ungewiss bleibt. „Ich hätte eigentlich nach Holland kommen sollen, es wurde aber Schweden“, sagt Friedrich Schächter im Interview 2000, das in der Österreichischen Mediathek nachgehört werden kann.

## Friedrich Schächters erste Jahre im schwedischen Exil

Im April 1939 gelangt der 15-Jährige mit einem Kindertransport nach Stockholm. Wie alle anderen Kinder darf er nur zehn



Fritz im Kinderwagen mit Mutter Bertha und Schwester Edith (geb. 1920), ca. 1925 in Wien.

Reichsmark und ein Köfferchen auf die mehrere Tage dauernde Reise mitnehmen. Er ist widerstandsfähig, verkraftet das Trauma der Flucht; er lernt rasch Schwedisch, besonders bei Gastfamilien, von denen er öfter flüchtet. Erstmals muss er sich seinen Lebensunterhalt mit Gelegenheitsarbeiten und Aushilfsjobs verdienen. Die Beschäftigung in der Dunkelkammer eines Fotografen lässt „meine Hände ganz schwarz“ werden, schreibt er in einem Brief an die Schwester Edith.

Die Mosaiska Församlingen (Jüdische Gemeinde in Stockholm) hilft: mit Empfehlungen, regelmäßigen Gesprächen und kleinen finanziellen Unterstützungen. Zu den zahlreichen Vorsprachen und Ansuchen um Aufenthaltsbewilligung kommt die ständige Geldnot – Fritz muss bei der jüdischen Gemeinde sogar um einen Zuschuss für ein Paar neue Winterschuhe betteln. Demütigende Äußerungen von Arbeitgebern und Mitmenschen erlebt Fritz laufend. Auf einem Spaziergang mit einer Jugendliebe sagt jemand zu seiner Begleitung: „Was hat so ein hübsches schwedisches Mädchen mit einem dreckigen Juden zu tun?“ Die Sehnsucht nach seiner Familie und das Ende dieser Jugendliebe zermürben den jugendlichen Fritz. Er wird in ein Spital in Stockholm gebracht, aus dem er nach einigen Monaten entlassen werden kann.

## Schächter, der Künstler

Mit etwa 19 Jahren – die Unterlagen sind hier nicht ganz klar – übersiedelt er nach Göteborg und beginnt zu malen. Er wird von Mäzenen weiterempfohlen und kann sich mit Porträtmalern einige Zeit seinen Lebensunterhalt selbst verdienen. In einer Regionalzeitung wird eines seiner Werke in einer Sammelausstellung gelobt. Er nimmt Kontakt mit schwedischen Malern auf, lernt dabei auch Thomas Mann kennen und organisiert sich Privatunterricht bei schwedischen Malern wie Ragnar Sandberg und Isaac Grünwald. In der vom gleich ihm exilierten Grafiker Hugo Steiner-Prag gegründeten Schule für Buch- und Werbekunst kann Fritz studieren. Werke und Selbstporträts von Schächter finden sich in Dänemark und in Deutschland, wie mir die Nachkommen der Sammler von Schächters Werken schreiben.

## Schächter, der Erfinder

„Ich will kein Sonntagsmaler werden“, schreibt Schächter an seinen Exilanten-Freund Gerhard Brutzkus und beginnt in der Fahrradwerkstatt eines schwedischen Freundes zu basteln. Er setzt seine handwerklichen Fähigkeiten an einer alten Drehbank ein. Ein anderer Exilant, Eugen Spitzer, Unternehmer aus Wien, wird auf ihn, seine Intelligenz und Geschicklichkeit aufmerksam und regt ihn an, doch sein Können an einem der bereits am Markt befindlichen modernen Kugelschreiber – patzende, tropfende, kratzende Schreibgeräte – zu erproben. Schächter sucht und findet Verbesserungsmöglichkeiten. Bereits nach sechs Wochen hat er den Kuli verbessert und reicht gemeinsam mit Eugen Spitzer eines seiner ersten Patente ein.

Spitzer gründet 1945 AB Romo, die Vorläuferfirma von BALLOGRAF. Viktor Reich, Bauingenieur und ebenfalls Exilant aus Wien, gründet mit Schächter und Spitzer 1947 die Firma BALLOGRAF, deren Entwicklungsleiter Schächter einige Jahre bleiben wird. Von Göteborg aus geht er zu PAPER MATE, Produzent von Schreibgeräten, in die USA und leitet die Abteilung



Weltraumkonferenz 1968 in Wien, v.l.n.r. Friedrich Schächter, Paul C. Fisher, Kosmonaut Alexej Leonow und amerikanischer Senator (nicht mehr identifizierbar).

„experimental“. Walter Spatz, der Chefdesigner in der Kugelschreiberfirma, empfiehlt ihn in den 1950er Jahren dem Kugelschreiberfabrikanten und Erfinder Paul C. Fisher mit den Worten „Ich hätte da einen fähigen jungen Mann“.

Mit Paul C. Fisher gründet Friedrich Schächter 1957 die SCHAECHTER RESEARCH in Van Nuys, Kalifornien. Schächters beruflicher Weg ist keine lineare Entwicklung. Er ist zeitweise parallel Angestellter und freiberuflich tätig, was in der Schreibgerätebranche keine Seltenheit war.

Fisher und Schächter haben unabhängig voneinander schon lange die Idee eines fehlerlosen Schreibgeräts, das darüber hinaus auch in der Schwerelosigkeit funktionieren soll. Zehn Jahre intensive Forschungsarbeit der beiden folgen, an deren Ende der von der NASA akzeptierte Weltraumkuli, SPACE PEN, steht. Eine Million US-Dollar investiert Fisher in die Entwicklung dieser berühmten Erfindung. Fisher steuert das Rezept für die neuartige pastenähnliche Tinte bei, Schächter erfindet die kleine Gaspatrone in der Mine, die die Tinte zur Kugel drückt.

Als die NASA für die Qualitätsprüfung ein Gerät zusätzlich anfordert, entwickelt Schächter um 1963 seine bekannteste Erfindung, die Kugelschreiberprüfmaschine MINITEK PSU 10. Alle großen Schreibgeräteproduzenten kaufen sie, bis heute noch wird sie von der Mehrzahl der Unternehmen zur Prüfung von Kugelschreibern, Füllfedern und Faserstiften verwendet. Wie funktioniert diese Maschine?

In die PSU 10 werden zehn Minen eingespannt, die sich langsam drehen. Unter ihnen, die ein spiralartiges Muster auf die Unterlage zeichnen, werden lange Papierstreifen durchgezogen. Winzige Abweichungen, Auslassungen und Patzer geben Hinweise auf die Qualität der Minen. Das Spezialpapier, das seinen Ansprüchen genügt, findet Schächter bei einem kleinen italienischen Papierhersteller. Von den Papierbahnen lässt er breite Randstücke abschneiden, er will verhindern, dass eine eventuelle minimal größere Papierdicke an den Rändern die Messergebnisse beeinflussen könnte...

Schächter wird in 168 Patenten als Erfinder genannt: hauptsächlich betreffen diese die Mine mit der Spitze im Kugelschreiber, bei einem Teil geht es auch um Nassrasierer und Gasfeuerzeuge.

## Schächter, der Unternehmer

Nach Ende des Zweiten Weltkriegs remigriert er nach Europa und gründet mit Per Wenander, einem schwedischen Geschäftsfreund,

1958 die Firma TOROID in Lugano in der Schweiz, die 1960 geschlossen wird.

Von dort aus plant er, wieder nach Wien zurückzukehren. War es die Liebe, wie er seinem Freund Gerhard Brutzkus schreibt, oder die Anfrage Eugen Spitzers, bei dessen Firma J.E.S. einzusteigen?

1962 gründet Schächter in Wien-Liesing die MINITEK Feinmechanische Produkte GmbH. Zunächst beteiligt sich Per Wenander mit 50% an der MINITEK, 1965 übernimmt Paul C. Fisher den 50%-Anteil Wenanders; 1971 übernimmt der Konzern BIC Fisher's MINITEK-Anteile. 40% der Anteile hält Friedrich Schächter, 10% sein ältester Mitarbeiter Kurt Rath. Bis zur Schließung des Betriebs im Jahr 2000 forscht, entwickelt und produziert Schächter mit etwa 20 Angestellten – technischen Zeichnern, Ingenieuren und Diplomingenieuren – BIC-Feuerzeuge und Wegwerfrasierer. MINITEK ist „das Forschungs- und Entwicklungslabor für den Weltkonzern BIC“, wie François Bich, Leiter der Feuerzeugproduktion bei BIC und einer der Söhne des Gründers, Marcel Bich, 2016 im Interview erzählte. Wie Schächter ohne Internet seinem Kollegen Alain Rosen neue Ideen zu verdeutlichen sucht, schildert dieser 2017 im Interview. „Hallo, Alain, also, nimm einen Stift, zeichne eine Linie vertikal, nun geh' im Winkel... und dann...“ Und das alles auf Französisch und am Telefon!

## Schächter und die Wissenschaft

Friedrich Schächter, der oft einzige Nicht-Akademiker auf wissenschaftlichen Kongressen, hält Vorträge über „die richtige Selbsteinschätzung auf dem Weg zum Erfolg“, erteilt Forschungsaufträge an das Forschungszentrum Seibersdorf und steht mit Professor Manfred Weck vom RWTH (Rheinisch-Westfälische Technische Hochschule) in Aachen in regelmäßigem Kontakt. „Wenn ich studiert hätte, wäre mir sicher nicht so viel eingefallen“, sagt Schächter im Interview der Mediathek, „Österreicher am Wort“.

## Sanna Schulte Über jüdische Friedhöfe als zurückgelassene und zerstörte Erinnerungsräume

Der Mythos des Elefantenfriedhofs besagt, dass die Tiere an den Ort der Gebeine ihrer Ahnen zurückkehren. In der Übertragung der menschlichen Kulturpraxis auf das Verhalten der Tiere wird deutlich: Nicht der Ort der Gebeine allein macht den Friedhof aus, sondern die Tradition der Rückkehr und das Gedächtnis der Nachkommen. Ein Friedhof beherbergt die Toten, aber er ist auch ein Ort, der je nach Glaubensgemeinschaft unterschiedlich mit Bedeutung versehen wird, wodurch ihm Funktionen zukommen, die über die der letzten Ruhestätte weit hinausgehen.

In den Friedhöfen manifestiert sich das Gedächtnis einer Gemeinde oder eines Ortes. Sie sind als Erinnerungsräume gedacht und als Ausgangspunkt der Tradition. Sie verknüpfen das Vergangene mit dem Zukünftigen und binden es gleichermaßen an einen konkreten Ort. Aufgrund der Verfolgung durch die Nationalsozialisten mussten ganze jüdische Gemeinschaften ihre Friedhöfe zurücklassen. Im Gegensatz zu beispielsweise den Izzer Bikern<sup>1</sup> als wichtigen und gleichsam portablen Zeugnissen der Entwicklung und der Ereignisse eines Shtetls können sie nicht

Zahlreiche Ehrungen anerkennen Schächters Verdienst, herausragend seine Ehrenbürgerschaft der Technischen Universität Wien.

## Schächter, privat

Privat fördert Schächter Künstler und Künstlerinnen im großen Freundeskreis um Gerhard Gutruf, Maler und Grafiker, dem er nach der Auflösung seiner Firma MINITEK seinen gesamten schriftlichen Nachlass, privat wie geschäftlich, anvertraut. Er wünscht sich, dass seine Unterlagen aufgearbeitet und für weitere Forschung zugänglich werden sollten.

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Bei der Ankunft in Barbados stellte sich das Visum als wertlos heraus. Die deutschen Behörden ließen jüdische Exilanten als Voraussetzung für die Auswanderung hohe Gebühren wie etwa eine Reichsfluchtsteuer oder eine Passumlage entrichten, darüberhinaus musste ein Nachweis über die Bezahlung sämtlicher Steuerschulden erbracht werden. Diese horrenden Summen kamen einem Vermögenszug gleich. (Vgl. Yehuda Bauer: *Jews for sale? Nazi-Jewish negotiations, 1933-1945*, Yale University Press, New Haven 1994; *Freikauf von Juden? Verhandlungen zwischen dem nationalsozialistischen Deutschland und jüdischen Repräsentanten von 1933 bis 1945*; Aus dem Englischen von Klaus Binder und Jeremy Gaines, Jüdischer Verlag, Frankfurt/M. 1996)

*Mag.Mag. Melitta Matoušek, geb. in Wien, Studien der Handelswissenschaft und Wirtschaftspädagogik in Wien und Genf. 30 Jahre Unterricht wirtschaftlicher Fächer an berufsbildenden höheren Schulen. Verfasserin von Artikeln und Fachbeiträgen. Forscherin im Nachlass Friedrich Schächter. Sein Leben und Wirken ist Gegenstand aktueller Forschung in ihrer Dissertation. Publikationen siehe: Website [www.friedrich-schaechter.at](http://www.friedrich-schaechter.at), Domaininhaberin: Melitta Matoušek.*

ins Exil mitgenommen und gerettet werden. Die Rückkehr ist noch dazu ebenso ungewiss wie der Fortbestand des Friedhofes.

„Der Friedhof, auf Hebräisch *Bet Kevarot*, der ‚Ort der Gräber‘, ist neben der Synagoge die wichtigste Institution einer jeden jüdischen Gemeinde.“<sup>2</sup> Jüdische Friedhöfe sind der Intention nach für die Ewigkeit errichtet. „Die Halacha, das religiöse Gesetz des jüdischen Glaubens, verpflichtet die jüdischen Gemeinden zur immerwährenden Erhaltung ihrer Friedhöfe und aller Grabstätten.“<sup>3</sup> Im Dritten Reich blieben einige jüdische Friedhöfe (lange) unbeschadet und dienten Jüdinnen und Juden, die aufgrund der antisemitischen Rassenpolitik von vielen Orten der Stadt verbannt waren, zusätzlich als Parks und jüdischen Kindern als Spielplätze. Wie schon bei früheren Pogromen – wie zum Beispiel der Plünderung der Judengasse 1614 in Frankfurt am Main im Zusammenhang mit dem Fettmilch-Aufstand<sup>4</sup> – suchten Jüdinnen und Juden auch vor drohenden Verhaftungen und Deportationen durch die Nazis Zuflucht auf den jüdischen Friedhöfen. In Weißensee bot

der jüdische Friedhof Untergetauchten vorübergehend Schutz in versteckten Winkeln der Mausoleen.

Die nationalsozialistische Vernichtungspolitik hat jedoch auch vor den jüdischen Friedhöfen nicht haltgemacht. Besonders außerhalb der vorherigen deutschen Landesgrenzen wurden jüdische Friedhöfe zum Schauplatz von Selektionen und Hinrichtungen. Am besten dokumentiert und lückenlos belegbar ist der Massenermordung an den Juden von Stanislaw am 12. Oktober 1941. Von den 20.000 Juden und Jüdinnen, die zum jüdischen Friedhof und den dort vorbereiteten Massengräbern getrieben wurden, sind allein an diesem „Blutsonntag“ 12.000 ermordet worden.<sup>5</sup> Neben den Massenvernichtungsverbrechen wirken die Zerstörung, Schändung und Demontage der jüdischen Friedhöfe wie Kavaliersdelikte, sollten jedoch als Teil der systematischen antisemitischen Vernichtungspolitik, die neben den Menschen auch jegliche Erinnerung an sie auszulöschen suchte, nicht unterschätzt werden. Die zerstörten Friedhöfe sind heute eine Chiffre für den Verlust von jüdischen Gemeinden, die „als einzigartiges Phänomen in der Weltgeschichte“ ihre Gesetze „über Jahrtausende hinweg durch ständiges Studium zu bewahren verstanden“<sup>6</sup>.

Die Bedeutung der jüdischen Friedhöfe findet unter anderem durch ihre literarische Gestaltung Eingang ins kulturelle Gedächtnis: Der Friedhof von Sereth im Nordosten Rumäniens beispielsweise wird bei Soma Morgenstern oder Leo Katz zum Schauplatz antisemitischer Verfolgung, die in Bezug auf diesen konkreten Ort zwar der historischen Grundlage entbehrt, gleichzeitig aber paradigmatisch ist für die historisch belegten Ereignisse auf jüdischen Friedhöfen im Kontext von Judenverfolgungen:

„Ist der Friedhof bei Morgenstern letzte Zuflucht der verfolgten Juden, wird er bei Katz von den Verfolgern als Sammellager für die dem Tode geweihten Juden mißbraucht. Das eine wie das andere hat sich im christlichen Abendland immer wieder ereignet, ob in der Reichsstadt Frankfurt am Main zu Zeiten eines Vinzenz Fettmilch und eines Kaisers Matthias, ob in dem Vernichtungskrieg, den Hitlerdeutschland 1939 bis 1945 im Osten Europas führte, so bei den Massenerschießungen im ostgalizischen Stanislaw, nicht allzuweit von Sereth, und im Zuge der Ausrottung des größten Teils der jüdischen Bevölkerung Weißrusslands.“<sup>7</sup>

Auch der Bedeutungswandel der zerstörten und verfallenen jüdischen Friedhöfe und ihrer Überreste in der Gegenwart wird in der Literatur verhandelt. In zwei Texten der jüngeren deutschsprachigen Gegenwartsliteratur wird der zerstörte Friedhof zum Bild verlorenen Raumes und verlorener Zeit und eines unwiederbringlichen Verlustes. Die Erzähltexte *Wie kommt der Krieg ins Kind* (2018) von Susanne Fritz und *Vielleicht Esther* (2014) von Katja Petrowskaja schildern die Recherchen der Autorinnen zu den eigenen Familiengeschichten. Während Fritz das Leben ihrer Mutter fokussiert, die 1945 verhaftet und als Angehörige der deutschen Minderheit in Polen in ein Arbeitslager gebracht wird, erzählt Petrowskaja die Geschichte ihrer jüdischen Familie in Polen und der Ukraine über sechs Generationen hinweg, wobei ein Schwerpunkt auf der Erfahrung antisemitischer Verfolgung und Vernichtung während des Zweiten Weltkrieges liegt. In beiden Geschichten, die die Gewalterfahrungen des 20. Jahrhunderts aus unterschiedlichen Perspektiven in den Blick nehmen, streifen die recherchierenden Protagonistinnen nicht zufällig auch an die Geschichte der zerstörten jüdischen Friedhöfe in Polen.

Susanne Fritz rekonstruiert die Geschichte des jüdischen Friedhofs von Schwarsenz, einem jüdischen Shtetl, in dem sich vor allem im 16. Jahrhundert aus dem nahegelegenen Poznan/Posen

geflohenen Juden angesiedelt hatten. Der Friedhof wird schon 1925 von dem dort geborenen Rabbiner Saul Katz als verlassen und verwitert beschrieben, da viele Juden aus der Posener Region abgewandert sind, vertrieben oder ermordet wurden. Fritz zitiert den Rabbiner: „Der Fremde, der diese weite Grabstätte erblickt, [...] wird wohl leicht den Schluss ziehen, dass Schwarsenz eine große jüdische Gemeinde aufweise [...]. Dem ist allerdings nicht so. Aber Friedhof und Synagoge sind [...] Zeugen dessen, was einstmals war. [...] Die Steine und die Stätten künden von einer entschwundenen Zeit, da ein intensives und reiches jüdisches Leben dort herrschte.“<sup>8</sup>

An die Beschreibung des Rabbiners schließt Fritz direkt mit der weiteren Geschichte des Friedhofes an:

„Heute sind die von der entschwundenen Zeit zeugenden Steine und Stätten selbst entschwunden. [...] Unter den Nazis wurde der jüdische Friedhof plattgemacht, wurden die Grabsteine aus der Erde gestemmt, der ein oder andere Schädel, der ein oder andere Knochen kam nach oben, es wurde Fußball gespielt und es wurden Stöckchen geschleudert und von Hunden apportiert; jüdische Häftlinge, beschrieben als wandelnde Skelette, schotterten mit den zu Kies zertrümmerten Grabsteinen Wege, Straßen und vor allem die neue Bahntrasse, während polnische Kinder dazu gezwungen wurden, den Mörtel von den Ziegelsteinen zu schlagen und sie mit ihren blutig geschundenen Händchen zur Wiederverwertung säuberlich aufzuschichten. Auf dem geplanten jüdischen Grabhügel entstand ein Park und Naherholungsgebiet, ein Schild warnte die Unbefugten: *Nur für Deutsche*. Mit der nächsten Drehung des Kaleidoskops verschwindet auch dieses Warnschild wie die Menschen, die es einst aufstellten. Nach Kriegsende wird auf dem malerischen Areal ein Kindergarten gebaut, über die Wiese tollen heute kleine Menschen.“<sup>9</sup>

Die Geschichte des Friedhofs bildet die Grundlage, um von der Gewalt der deutschen Besatzung ebenso zu erzählen wie vom Vergessen. Nichts außer der Beschreibung des Rabbiners Saul Katz erinnert noch an den jüdischen Friedhof. In Katja Petrowskajas Geschichten *Vielleicht Esther* kommen die Überreste des jüdischen Friedhofs von Kalisz nur durch Zufall wieder zum Vorschein: Wie in einigen anderen polnischen Städten auch wurden in Kalisz während des Zweiten Weltkrieges die Grabsteine der jüdischen Friedhöfe in Quader zersägt und, unkenntlich mit der Rückseite nach oben, für das Pflastern der Straßen verwendet.<sup>10</sup> Bei späteren Bauarbeiten wurden die Steine teilweise umgedreht wieder eingesetzt und „die hebräischen Buchstaben kamen zum Vorschein“<sup>11</sup>. Die Erzählerin macht sich auf die Suche nach diesen Steinen, diesen vereinzelt Bruchstücken der ehemaligen Grabsteine:

„Ich entdeckte zwei oder drei, dann zwanzig Meter nichts, dann wieder ein Buchstabenstein, drei Meter weiter noch ein paar, ein Glücksspiel, dessen Regeln niemand festgelegt hat und das jedem offensteht, ein Memory für Erwachsene, aber niemand spielte mit, denn niemand sah diese Buchstaben. [...] Ich ging von Haus zu Haus, von Stein zu Stein, hier hatte jemand der Meinigen gewohnt, dort ein Kino, eine Druckerei, ein Buchstabe, es nieselte, ich sammelte, noch einer, hier wieder einer, ich unternahm eine fragwürdige Restitution von verschwundenen Dingen, die ich nicht haben und nicht deuten konnte.“<sup>13</sup>

Diese Reste sind Überbleibsel, die zufällig wieder sichtbar, mitnichten jedoch wieder lesbar geworden sind.<sup>13</sup> Dennoch sind genau diese minimalen Spuren des Verschwundenen von Anfang an als Ziel der Reise der Erzählerin deklariert worden – „falls man den Drang, nach Verschwundenem zu suchen, überhaupt als Ziel

definieren dürfe“<sup>14</sup>. Der Fokus der Erzählung liegt nicht so sehr auf dem „Wunsch, hier etwas zu finden“<sup>15</sup> als auf der Suche nach dem Verschwundenen, dem es zu eigen ist, nicht mehr gefunden werden zu können. Das Grab eines Angehörigen der Erzählerin, so klärt eine ortskundige Historikerin diese auf, „es ist nicht erhalten geblieben, aber das sagte sie so, als genüge es zu wissen, dass es einmal da gewesen ist, um es zu besitzen.“<sup>16</sup>

Der Friedhof ist nicht mehr der Ort des Gedenkens an eine dort begrabene Person. Die Überreste der zerstörten oder verfallenen jüdischen Friedhöfe – und sei ihre ehemalige Existenz auch nur noch auf dem Papier verbürgt – können nur noch eine Idee davon geben, dass hier ein Ort gewesen wäre, an dem Menschen, die nur in den seltensten Fällen überleben und gar dorthin zurückkehren konnten, jemandes hätten gedenken können. Mit den Texten von Petrowskaja und Fritz eröffnet sich ein neuer Erinnerungsraum, der mit der Spurensuche der Protagonistinnen nach den zerstörten Grabstätten der verlorenen Gedenkorte gedenkt.

## Exkurs: Jüdische Friedhöfe in Wien als Spiegel der Gewalt

An der Geschichte der jüdischen Friedhöfe in Wien lässt sich das Schicksal der jüdischen Gemeinschaft hier ablesen. Es zeigt sich die über Jahrhunderte währende schrittweise Verdrängung aus dem Zentrum genauso wie die stadtbauliche Nichtachtung der „Auffassung von der absoluten Unverletzlichkeit des Grabes und der Totenruhe“<sup>17</sup>, darüber hinaus die Preisgabe an das Vergessen durch den Verfall der Grabstätten und die Zerstörungswut rechtsextremer Vandalen.

Dass jüdische Friedhöfe mutwillig zerstört und die Grabsteine anderweitig verwendet wurden – wie während des Zweiten Weltkrieges in Kalisz – hat eine jahrhundertelange und weit verbreitete Tradition. Immer wieder werden Spuren dieser Zweckentfremdung entdeckt, wie beispielsweise im westfälischen Münster: „Die 1350 vom Friedhof entwendeten Grabsteine wurden vor allem für öffentliche Bauten verwendet, für die Stadtmauer, die Toranlagen sowie für mindestens zwei Kirchen. Dieses Vorgehen war allgemein üblich und ist durch Funde solcher Spolien in vielen deutschen Städten nachweisbar.“<sup>18</sup>

Auch in Wien sind den jüdischen Friedhöfen Grabsteine entwendet und verbaut sowie die Friedhofsgelände bebaut worden. Der Versuch, den Weg dieser Steine zu rekonstruieren, macht nicht nur eine Verfolgungsgeschichte Wiener Jüdinnen und Juden offenbar, sondern beschreibt – der Gesetze der Unverletzlichkeit der Gräber zum Trotz – eine Exilgeschichte dieser Grabmale. Zwar waren Steine des ältesten jüdischen Friedhofes in Wien aus dem 13. Jahrhundert für Häuserbauten in Gumpendorf verwendet worden, weitere Überreste allerdings, die man beim Bau der Neuen Hofburg fand, wurden in die Mauer des Friedhofes in der Seegasse eingelassen.<sup>19</sup> Auch von dort wurden 1943 einige der Grabsteine evakuiert, die von den Nazis zur Wiederverwertung freigegeben worden waren. Sie wurden auf den Zentralfriedhof gebracht, auf den außerdem jüdische Gräber bedeutender Persönlichkeiten vom Friedhof Währing umgebettet wurden, da dort etwa 2000 Gräber beim Bau eines Luftschutzbunkers zerstört wurden.<sup>20</sup>

Dieser Exilort, die israelitische Abteilung des Zentralfriedhofs bietet heute wiederum ein Bild der Zerstörung. Der oft als malerisch empfundene Ort ist verwildert und verwachsen, viele Grabsteine sind umgekippt, zerbrochen oder mutwillig beschädigt worden. Ein beeindruckendes, als Oktogon gestaltetes

Heldendenkmal ist den jüdischen Kämpfern im Ersten Weltkrieg gewidmet; eine Gedenktafel erinnert an diejenigen, die in der k.u.k.-Armee gedient hatten und Opfer der Shoah geworden sind. An der Friedhofsmauer entlang türmen sich Trümmer von Grabsteinen. Die Schutthalde macht den Eindruck des Friedhofes eines Friedhofes. Eine Tafel der Israelitischen Kultusgemeinde erklärt: „Hier liegen Teile von Grabsteinen, die bei mehreren Bombenangriffen während des Zweiten Weltkrieges beschädigt wurden und deren dazugehörigen Grabstellen nicht mehr eruieren konnten.“ Der Friedhof ist das Denkmal seiner Zerstörung geworden.

*Sanna Schulte, geb. 1985 in Münster, promovierte an der Universität Aachen mit einer Dissertation zu Herta Müllers Poetologie. Als Franz Werfel-Stipendiatin nach Wien gekommen. Arbeitete am Literaturarchiv der ÖNB und lehrt an der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte: Erinnerungsliteratur, NestbeschmutzerInnen, das Kabarett der 20er Jahre, die Wiener Gruppe.*

## Anmerkungen

1 Vgl. From a Ruined Garden. The Memorial Books of Polish Jewry. Second, Expanded edition. Edited and Translated by Jack Kugelmas and Jonathan Boyarin. Indiana 1998. Und: Marianne Windsperger: Lebenszusammenhänge sichern: Yizker bikher als portable Archive in transgenerationaler Perspektive. In: Exil interdisziplinär 2. Hg. v. Sanna Schulte und Christian Zech, Würzburg 2018, S. 119-133.

2 Werner T. Bauer: Wiener Friedhofsführer. Genaue Beschreibung sämtlicher Begräbnisstätten nebst einer Geschichte des Wiener Bestattungswesens. Mit Fotos von Katharina Gossow. 5., ergänzte und vollständig überarbeitete Neuauflage. Falter Verlag, Wien 2004, S. 214.

3 Tina Walzer: Der jüdische Friedhof Währing in Wien: Historische Entwicklung, Zerstörungen der NS-Zeit, Status quo. Wien 2011, S. 9.

4 Stefan Pollatschek geht auf diesen Aufstand in seinem historischen Roman „Dr. Ascher und seine Väter“ (Wien 2004) ausführlich ein in Kapitel 9, „Vinzenz Fettmilch und Dr. Chemnitz“, S. 183-207.

5 Vgl. Elisabeth Freundlich: Die Ermordung einer Stadt namens Stanislaw. NS-Vernichtungspolitik in Polen 1939-1945. Hg. v. Paul Rosdy. Theodor Kramer Gesellschaft, Wien 2016, S. 7 sowie 133-169. Anhand von Zeugenberichten sowohl von Tätern als auch von Opfern dokumentiert Freundlichs Studie detailliert das Vernichtungsgeschehen auf dem jüdischen Friedhof von Stanislaw. In einem Roman der Exil-Autorin wird mit dem Motiv des Seelenvogels die Bindung der Seelen ans Familiengrab literarisch gestaltet. Vgl. Elisabeth Freundlich: Der Seelenvogel. Wien 1986.

6 Ebenda, S. 26.

7 Konstantin Kaiser: Vorwort. In: Leo Katz: Totenjäger. Roman. Mit einem Vorwort von Konstantin Kaiser und einem Nachwort von Friedrich Katz. Aachen: Rimbaud, 2005. S. 5-10, hier S. 6.

8 Susanne Fritz: Wie kommt der Krieg ins Kind. Göttingen 2018, S. 110.

9 Ebenda, S. 110f.

10 Vgl. Katja Petrowskaja: Vielleicht Esther. Geschichten. Berlin 2014, S. 135.

11 Ebenda, S. 135.

12 Ebenda, S. 136.

13 Vgl. auch Sanna Schulte: Das Lesen des Verschwundenen. Leseszenen in Katja Petrowskajas *Vielleicht Esther*. In: Leseszenen. Poetologie – Geschichte – Medialität. Hg. v. Irina Hron, Jadwiga Kita-Huber und Sanna Schulte, Heidelberg 2010, S. 343-363.

14 Petrowskaja: *Vielleicht Esther*, S. 12.

15 Ebenda, S. 132.

16 Ebenda.

17 Bauer: Wiener Friedhofsführer, S. 214.

18 Bernd Thier, Michael Brocke, Nathanja Hüttenmeister: Die Spuren der Steine – Neufund eines mittelalterlichen jüdischen Grabsteins in Münster, in: Archäologie in Westfalen-Lippe 2016, S. 134-138, hier S. 137.

19 Vgl. Bauer: Wiener Friedhofsführer, S. 216.

20 Vgl. ebenda, S. 220 und 222.



Zeichnung von Arnold Schnegg (12 Jahre) aus Imst/Tirol: „Indianerdorf, umgeben von Wolkenkratzern“. Quelle: Kinderdorf-Bote, 1976.

**Elisabeth Malleier**

## Exil-Verbindungen in den frühen Jahren von SOS Kinderdorf

Im Jahr 2019 feierte SOS-Kinderdorf ein gleich mehrfaches Jubiläum. Es wurden nicht nur der 100-jährige Geburtstag des Gründers Hermann Gmeiner (geb. 1919 in Alberschwende – gest. 1986 in Innsbruck) gefeiert, sondern auch 70 Jahre SOS-Kinderdorf.

SOS steht dabei nicht für den Seenoruf, sondern für den Verein „Societas Socialis“. Diese Organisation, an der sich viele tatkräftige Frauen beteiligten, die das Projekt auch finanziell mittrugen, wurde 1949 in Innsbruck gegründet. Gmeiners Prinzip „Mutter-Geschwister-Haus-Dorf“ war zwar nicht neu, ebensowenig die Praxis der Sammlung kleiner Summen in der Bevölkerung – im Fall des Kinderdorfs waren es ursprünglich ein Schilling pro Monat<sup>1</sup>, – doch die Initiative kam zum richtigen Zeitpunkt. Die ursprüngliche Idee Gmeiners in der Nachkriegszeit war es, einen Ort für Kriegswaisen zu schaffen. Später waren es vor allem sog. Sozialwaisen, die in den bald schon zahlreichen Kinderdörfern eine sichere Bleibe fanden. Das erste Haus im Kinderdorf in Imst wurde 1951 eingeweiht und hieß „Frieden“. Heute gibt es weltweit an die 135 Kinderdörfer in vielen Ländern.<sup>2</sup>

Auf viele Frauen übte die Idee, als „Kinderdorfmutter“ zu arbeiten, eine große Anziehungskraft aus. Trotz der geringen Bezahlung fanden sich viele Bewerberinnen. Auch Evamarie Kallir (geb. 1925 in Wien) war begeistert, als sie von ihrer Firmpatin erstmals vom SOS-Kinderdorf hörte. Sie war die Einzige ihrer Familie, die nach der Flucht vor den Nazis nach Europa zurückgekehrt war. Sie hatte mit 14 Österreich verlassen müssen, weil ihre Familie als jüdisch galt. In den USA arbeitete sie nach dem Collegeabschluss mit Schwerpunkt Kunstgeschichte und Kunsterziehung einige Zeit mit Kindern in Harlem und später als Lehrerin. Als sie in den 1950er Jahren nach Wien zurückkehrte, sollte sie die Kunstgalerie ihres Vaters Otto Kallir in Wien übernehmen, aber es zog

sie nach Imst. Es bedurfte einiger Hartnäckigkeit, denn Gmeiner lehnte anfangs mehrfach ab. Schließlich gelang es ihr, ihren Traum zu lebenn. Elf Jahre lang arbeitete sie in Imst als handwerkliche Leiterin und „Mädchen für Alles“, wie sie erzählt. Gmeiner ließ ihr viel Gestaltungsspielraum; so richtete sie mit Spenden aus den USA eine kleine Werkstatt ein, wo sie mit den Kindern zeichnete, malte, töpferte, bastelte, schnitzte, batikte, Kerzen goss, mit Keramik und Stoffdruck arbeitete und anderes mehr.<sup>3</sup> Sie lud auch die außerhalb des Kinderdorfs lebenden Kinder der „Karner“, des wandernden Volkes in die Werkstatt ein, was im Kinderdorf Kritik hervorrief. Sie ließ diese Kinder schließlich an ihrem freien Tag zu sich kommen, es waren ihre „Sonntagskinder“.

Zugleich mobilisierte Evamarie Kallir in den USA auch ihre Eltern und warb um Spenden und Patenschaften. Ihre Mutter (Franziska Löwenstein, verh. Kallir, 1899 – 1992) betreute das New Yorker Büro von SOS-Kinderdorf und baute ein ganzes Netz von KinderdorffreundInnen auf. Die Leitung des Büros übernahm später ein ehemaliges Kinderdorfkind aus Imst. Eva hatte dem Mädchen im Kinderdorf in Imst Englischunterricht gegeben. Über viele Jahre war das Büro der einzige Stützpunkt von SOS-Kinderdorf in den USA. Eva Kallir begleitete Hermann Gmeiner auch als Übersetzerin auf seine erste Amerikareise, bei der er auch ihren Vater Otto Kallir kennenlernte. Schließlich wurden von den Kallirs die „American Friends of SOS children villages“ gegründet. Das erste US-amerikanische Kinderdorf entstand allerdings erst 1993 in Florida.

In Österreich wurde das SOS-Kinderdorf in der Hinterbrühl bei Wien auf einem Grundstück von Verwandten der Familie Kallir errichtet, es wurde 1957 eröffnet. Der frühere Eigentümer, Karl Motesiczky (1904 – 1943), Bruder der Malerin Marie-Louise

Motesiczky hatte im Widerstand gegen das NS-Regime jüdische Familien versteckt und ihnen zur Flucht verholfen. Er und Ella Lings wurden verraten. Montescizky starb nach seiner Deportation nach Auschwitz.<sup>4</sup>

In den USA war es ein Altösterreicher, der das SOS-Kinderdorf einer breiteren Öffentlichkeit bekannt machte – Joseph Wechsberg (1907 in Mährisch-Ostrau – 1983 Wien) stammte aus einer verarmten Bankiersfamilie, der Vater fiel im Ersten Weltkrieg. Er studierte in Wien, Paris und Prag, wo er zum Doktor der Rechte promovierte. In jungen Jahren bereiste er die Welt – u.a. als Schiffsmusiker – und war als Journalist und Reiseschriftsteller tätig. 1938 wurde er von der tschechischen Regierung zu Vorträgen über die sudetendeutsche Frage in die USA entsandt und kehrte erst bei Kriegsende als Militärkorrespondent der US-Armee nach Europa zurück.<sup>5</sup> Seine Artikel, die er bis zu seiner Ausreise in die USA in Deutsch, Tschechisch und Französisch verfasst hatte, schrieb er nun auf Englisch. Er schrieb sowohl für angesehene amerikanische Magazine wie *Esquire* und *The New Yorker*, aber auch für *Playboy*.

Seit den 1950er Jahren lebte er in Wien, New York und Meran, wo auch seine Tochter Poppy (1950 – 2008) geboren wurde und sich sein Grab befindet.<sup>6</sup>

Zu seinen zahlreichen Publikationen gehören neben Büchern über Lebenskunst, Musik, Kulinarik und Bäderkultur auch die Herausgeberschaft von Simon Wiesenthals „Doch die Mörder leben“ (1967). Dem SOS-Kinderdorf widmete er sich in zwei langen Artikeln, die das Spendenaufkommen in den USA beträchtlich förderten. In seinem ersten Artikel „They learn to smile again“, der 1957 reich bebildert in der *Saturday Evening Post* erschien, packte er die amerikanische LeserInnenschaft mit einem Bezug zu den USA. Zu den frühen Kinderdorfkindern in Imst gehörten neben Kriegswaisen auch sog. „occupation children“, wie Wechsberg sie nannte, d.h. Kinder, deren Väter sog. Besatzungssoldaten waren. Sein Artikel begann mit folgenden Sätzen:

*You couldn't call Willie an orphan: his parents are alive. But Willie, a sturdy eleven-year-old Austrian boy doesn't know them. His father was an american soldier on occupation duty who retruned to the states in 1946, a year after Willie was born. His mother, an Austrian women, never got over the shock of having been jilted. She had a mental breakdown and is now confined to an asylum. [...]*<sup>7</sup>

Im Kinderdorf aber habe er eine Heimat gefunden, Geschwister und eine Mutter, die sich um ihn kümmere.

*[...] From the balcony of his chaletlike house Willie sees the Ötztal Alps and the Upper Inn Valley of Western Tyrol and the 7000-foot-high Tschirgant – „our mountain [...].“*

Ausführlich schilderte er in dem Artikel das Leben der Kinder und Kinderdorfmütter. Die Geldsummen, die die Mütter damals für jedes Kind im Monat erhielten, waren niedrig, 200 Schilling, acht Dollar, standen im Monat für das Essen zur Verfügung. Gmeiner erzählte Wechsberg von den Anfängen. In Innsbruck hatte er nach dem Ende des Krieges eine kleine Gruppe von Kindern in seine Obhut genommen:

*[...] I saw them hiding in ruins of bombed houses, hungry, wearing rags, their eyes reflecting the horror they'd been through. Their fathers and mothers were dead or had disappeared – refugees, prisoners of war, slave laborers, bomb victims. I thought it wasn't fair, that these innocent children were sent to reformatories and camps. They needed brothers and sisters instead of fellow inmates. A mother instead of a gurad. I began to form in my mind the idea of a small village, where the kids could grow up in a cheerful atmosphere – sunshine, mountains, woods. [...]*

Wenige Jahre später widmete Wechsberg Hermann Gemeiner ein ausführliches Portrait im *New Yorker*. Der Artikel erschien kurz vor Weihnachten 1962. Darin wird ausführlich auf Gmeiners pädagogisches Konzept eingegangen. Gemeiner erzählt darin auch, dass er einem russischen Buben sein Leben verdankt. Als Wehrmachtssoldat in Russland hatte er bei einer Frau und ihrem Kind Unterschlupf gefunden und war eingeschlafen. Der heimkommende Vater wollte ihn sofort erschießen, doch der Junge überzeugte den Vater, dass er keine Gefahr darstelle.<sup>8</sup>

Liest man heute die Artikel Wechsbergs, entbehren sie nicht eines gewissen Kitsch-Faktors. Doch in der Zeit, in der Wechsberg sie schrieb, wurden Länder wie Österreich noch sehr stark mit den Verbrechen des Nationalsozialismus assoziiert und es war sicher nicht leicht, ein positives Bild zu zeichnen. Vermutlich waren es vor allem Exilierte und aus Europa Vertriebene in den USA, die für Projekte wie das SOS-Kinderdorf spendeten. Auch der Verlag des „New Yorkers“ spendete nach diesem Artikel eine größere Summe, 5.000 ÖS, für die sich Gemeiner in einem Brief vom Jänner 1963 bei Wechsberg herzlich bedankte.<sup>9</sup>

Die Autorin lebte als Kind einige Jahre im Südtiroler Kinderdorf in Brixen. Sie hat kürzlich eine vom *Zukunftsfonds Österreich* geförderte Studie zum Kinderdorfgründer Sebastian Ebner durchgeführt; siehe: E. Malleier: Nachkriegszeit und Netzwerke. Der Kinderdorfgründer Sebastian Ebner. In: Günther Pallaver, Leopold Steurer, Martha Verdorfer: Einmal Option und zurück. Die Folgen von Aus- und Rückwanderung für Südtirols Nachkriegsentwicklung. Bozen 2019, S. 257-284.

## Anmerkungen

1 Zu Gmeiners Prinzipien siehe: Gemeiner, Hermann. Die SOS-Kinderdörfer. Moderne Erziehungsstätten für verlassene Kinder. Innsbruck, Wien, München 1960. Bereits im 19. Jahrhundert gab es Vereine, die das Konzept der Unterbringung von Kindern in kleineren familienähnlichen Gruppen entwickelten, älter ist das Prinzip der sog. „Penny-Vereine“, in der Habsburgermonarchie „Kreuzervereine“, bei denen der Mitgliedsbeitrag jeweils 1 Kreuzer im Monat betrug; siehe: E. Malleier: „Kinderschutz“ und „Kinderrettung“. Die Gründung freiwilliger Vereine zum Schutz misshandelter Kinder im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Innsbruck, Wien, Bozen 2014.

2 <https://www.sos-kinderdorf.at/> Weitere Publikationen zum SOS-Kinderdorf gibt es u.a. von Horst Schreiber, der gerade an einer Biographie des jungen Hermann Gemeiner arbeitet.

3 Evamarie Kallir (geb. 1925) „Ganz von Herzen etwas machen“. In: Bettina Hofer, Christina Lienhart: Idealistisch und wagemutig. Pionierinnen im SOS-Kinderdorf. Innsbruck, Wien, Bozen 2006, S. 151-165; siehe auch E. Malleier: „Hab menschliche Monokulturen nie gemocht.“ In: Augustin, Nr. 160. Wien 2005. Zu den Kinderdorfmüttern international siehe: E. Ullmann u.a. (Hg.): Frauenleben. SOS-Kinderdorf-Mütter aus aller Welt erzählen. Innsbruck 2003.

4 <https://noe.orf.at/stories/3009554/>

5 Wechsberg, Joseph. Heimkehr. Wuppertal 2015.

6 <http://www.josephwechsberg.com/>

7 Wechsberg, Joseph. They learn to smile again. *Saturday Evening Post*. Philadelphia, January 5th 1957.

8 Wechsberg, Joseph. A House called *Peace*. In: *The New Yorker*. New York, December 22nd 1962.

9 Kristina Singer: Der Journalist und Schriftsteller Joseph Wechsberg (1907 – 1983). Eine werksanalytische Einzelstudie mit Stationen in Mährisch-Ostrau, Wien, New York und Meran unter Berücksichtigung der Aspekte Emigration und Lebensfreude. Diplomarbeit. Universität Wien, 2007. Vgl. auch: Sabine Mayr: Von Heinrich Heine bis David Vogel. Das andere Meran aus jüdischer Perspektive. Wien, Bozen 2019.

## Elnara Zulfugarova

# Asylleben

Nach langem Hin- und Herziehen sind wir im Ländle gelandet. Wir leben in einer schönen kleinen Ortschaft Namens Schruns. In der Schule werde ich vorerst in Ruhe gelassen. Einige interessiert es, woher ich komme und warum ich hier bin. Nach ein paar Tagen hat das Interesse aber nachgelassen. Was ich mir selbst versprochen habe, vergesse ich natürlich nicht: Ich lerne fleißig. Ich will in der Schule gute Leistungen erbringen. Da ich schon genügend Deutsch kann, komme ich in den Fächern gut mit. Vorerst darf ich aber an Werkerziehung nicht teilnehmen, denn in dieser Zeit habe ich Deutschunterricht bei meiner Direktorin. Sie bringt mir vieles bei. Mein Wortschatz verbessert sich. Was ich auch von ihr erfahre, sind die österreichischen Festtage und manche Traditionen. Das ist ebenfalls interessant für mich, denn so lerne ich meine neue Heimat etwas näher kennen. Was mir Schwierigkeiten bereitet, ist, dass alle in der Klasse Dialekt reden und ich deshalb überhaupt nicht mitkomme. Dann habe ich den Eindruck, ich sei irgendwo in einem anderen Land, in dem Deutsch als lebende Fremdsprache gelehrt wird.

Im Asylantenheim geht es uns gut. Ich habe mich verändert, das merke ich auch selbst, denn ich fange an zu kommunizieren und schäme mich nicht mehr, beim Reden Fehler zu machen. Vor allem rede ich immer wieder mit den Türstehern, die am Abend kommen und die ganze Nacht das Heim bewachen. Ich lerne immer etwas Neues von ihnen und erfahre viel über diese Region. Wir haben eine Gemeinschaftsküche, wo die Mutter kocht und ich ihr hin und wieder zuschauen und ein wenig aushelfe. Dann wird gemeinsam gegessen. Es gibt auch einen Deutschkurs im Heim. Ich nehme eine Zeit lang mit den anderen Frauen aus dem Heim daran teil. Da ich aber die Sachen, die sie gerade lernen, schon kann, möchte ich mein Wissen gerne erweitern. Wir haben zwei Lehrerinnen. Ich frage sie nach dem Deutschkurs, ob sie mir am Nachmittag Nachhilfe geben könnten. „Nur wenn du wirklich dein Bestes gibst“, heißt es. Ich erkläre ihnen, dass ich die Chance nutzen werde. Von da an kommen sie mehrmals unter der Woche zu mir, wir gehen hinauf in mein Zimmer und lernen und lesen gemeinsam. So schließe ich langsam meine Lücken. Insgesamt habe ich dreizehn Stunden Deutschkurs pro Woche. In der Freizeit lese ich sehr viel und schaue mir viele Fernsehsendungen an.

Meine schulischen Leistungen verbessern sich von Tag zu Tag. Ich werde in den Hauptgegenständen hinaufgestuft, und das motiviert mich sehr. Es ist zwar schön in dieser Schule, aber Freunde habe ich trotzdem keine. Ich bin Asylantin, vielleicht liegt es daran. Wahrscheinlich möchte sich deshalb keiner mit mir anfreunden. Egal, wie viel Mühe ich mir gebe, werde ich immer wieder gemobbt. Ich bin doch auch nur ein Mensch, denke ich. Ich weiß nicht, was ich nicht richtig mache, aber immer stehe ich als die Schlechte da. Die paar Stunden, die wir mit der ganzen Klasse haben, sind immer die schlimmsten. Am meisten in Zeichnen – da werde ich ständig gemobbt, weil ich nach Meinung der anderen nichts richtig mache. Die Jungs, seien es Philipp oder Matthias, gehen immer wieder an meinem Sitzplatz vorbei und verarschen mich. Was ich denen wohl getan habe?

Nach der Schule muss ich jeden Tag circa zwanzig Minuten zu Fuß nach Hause gehen. Ich schaue mich immer um und genieße die Natur. Ich bin frei. Ein freier Mensch. Keiner kann mir hier etwas antun. Die Ereignisse in der Schule sind nur Kleinigkeiten.

Keiner würde mir richtig wehtun. Weil wir in einem demokratischen Land sind. Ich sehe die Unterschiede zwischen den beiden Ländern – zwischen meiner alten Heimat und Österreich. Hier grüßen alle einander. Sogar die Polizisten grüßen. Dort, wo ich herkomme, ist alles ganz anders. In meiner alten Heimat bezeichnet man die Polizisten als „Hunde des Präsidenten“, denn sie würden den Leuten alles antun, wenn sie den Auftrag bekämen, den Diktator zu schützen. Langsam gewöhne ich mich daran, dass in diesem Land die Polizisten für die Sicherheit der Bevölkerung da sind. Zwar gibt es hier auch ab und zu aggressive und unhöfliche Polizisten, aber so schlimm wie dort ist es Gott sei Dank nicht, denn dort ist alles, was schlimm ist, längst zu einem Teil des Alltags geworden.

Eines Tages wird uns von unseren Betreuern mitgeteilt, dass wir in eine Wohnung umziehen können. Wir alle freuen uns natürlich sehr. Wir bekommen eine Drei-Zimmer-Wohnung mit Küche, WC und Bad. Die Wohnung befindet sich in Bludenz, etwa zwanzig Kilometer von Schruns entfernt. Am meisten freuen sich meine Eltern, denn wir haben seit fast zwei Jahren keine eigene Wohnung mehr gehabt. Wir dürfen gleich einziehen, heißt es. Ich mache mir Sorgen, dass ich die Schule wahrscheinlich wieder wechseln muss. In der dritten Klasse ist das nicht günstig. Außerdem habe ich schon zu oft die Schule gewechselt. Auch wenn ich hier gemobbt werde, habe ich mich inzwischen an diese Schule gewöhnt. Meine Eltern fragen bei der Gemeinde Bludenz nach, ob ich weiterhin in Schruns in die Schule gehen darf. Es sei kein Problem, wenn ich dieses Schuljahr in meiner Schule beende, heißt es.

Wir packen zusammen. Wir sind wieder auf Reisen. Inzwischen glaube ich, dass wir ein Umzugsunternehmen gründen könnten, denn das Ein- und Auspacken ist für meine Mama schon Routine. Nach fünf Monaten und 28 Tagen in Schruns beginnt unser neues Leben in Bludenz. An Mamas Geburtstag ziehen wir um. Das sei ein Geschenk für sie, meint sie, denn jetzt habe sie eine eigene Küche. Unsere Wohnung befindet sich in einer guten Gegend und ist nicht weit vom Zentrum entfernt. Die Lage ist schön. Wir machen die Tür auf und gehen die Treppe hinauf in den ersten Stock. Gleich gegenüber befindet sich die Küche. Rechts sind ein Zimmer und das Badezimmer, links ein Wohnzimmer und noch ein weiteres, kleines Zimmer. Ein Zimmer bekommt meine Oma für sich allein. Ich und mein Bruder Raul ziehen in das andere Zimmer. Im Wohnzimmer schlafen meine Eltern auf einem ausziehbaren Sofa. Seit langem ist es uns nicht mehr so gut gegangen. Wir haben das Gefühl, zu Hause zu sein. Das einzige, was uns fehlt, ist das Bleiberecht.

Ich fahre jeden Tag mit der „Montafoner Bahn“ in die Schule. Mein Bruder Raul hat nach Bludenz gewechselt, da er noch in die Volksschule geht. Ich brauche zwar länger, es ist jedoch nur eine halbe Stunde nach Schruns, wenn ich den Fußweg dazu rechne. Papa begleitet mich jeden Morgen zum Bahnhof. Ich finde es toll, vor allem, weil er mir unterwegs Witze erzählt, um mich aufzumuntern. Er weiß, dass es mir in der Schule nicht gut geht, nachdem ich ständig gemobbt werde. Ich bin noch nie so oft mit der Bahn gefahren. Vor allem war ich noch nie alleine unterwegs. Es gibt ein Mädchen aus der vierten Klasse, neben dem ich manchmal im Zug sitze. Meist sitze ich aber alleine, doch

das stört mich nicht, denn ich schaue aus dem Fenster, und die Aussicht ist wunderbar.

Ich habe mich mittlerweile daran gewöhnt, dass ich nicht akzeptiert werde, weil ich ein Flüchtling bin. Nur Lilli, meine Mitschülerin, stellt sich in den Pausen neben mich. Sie ist ebenfalls eine Außenseiterin, wird gemobbt und hat niemanden hier außer mir. Ab und zu jedoch rufen sie die Jungs aus der Klasse zu sich und erzählen ihr etwas Widerwärtiges über mich. Daraufhin wird sie stets kalt und abweisend mir gegenüber und behandelt mich genauso schlecht wie alle anderen. Das nehme ich in Kauf und warte geduldig, weiß ich doch, dass es nicht lange dauern wird, bis die Jungs sie wieder zu quälen beginnen, mit der Konsequenz, dass sie mir gegenüber wieder freundlicher sein wird. Wenn die anderen mies zu ihr sind, ist sie nett zu mir. Und umgekehrt...

Eine Zeitlang schließe ich mich in den Pausen vier eng miteinander befreundeten Mädchen an. Bald merke ich, dass die Jungs aus der Klasse große Achtung vor mir bekommen, denn diese vier sind die Besten der Klasse. Zu ihnen zu gehören, würde meinen Status entscheidend verbessern, nehme ich an. Man würde aufhören, mich zu quälen und zu mobben. So suche ich immer wieder die Nähe und den Schutz dieser Mädchen. Sie heißen Lena, Jennifer, Miriam und Anja. Anja und Lena finde ich besonders nett. Vor allem Anja, denn sie ist mir gegenüber nicht so kalt wie die anderen. Die anderen schließen mich aus, besonders Miriam. Anja und Lena fangen immer wieder ein Gespräch mit mir an, doch Miriam möchte das nicht. Sie wirft mir böse Blicke zu und lästert über mich. Ich sehe, dass sie es nicht mag, wenn Anja mit mir redet. Sie ist eifersüchtig. Eines Tages frage ich Anja: „Die Miriam möchte nicht, dass ich zu euch gehöre, nicht wahr?“ Anja zögert und sagt: „Ja, das stimmt.“ Ich wechsele schnell das Thema, denn ich merke, dass ihr das Gespräch unangenehm ist. Ich möchte niemanden mit meinen Problemen belästigen. Das Wohlergehen der anderen ist mir wichtiger als mein eigenes.

Einige Tage später spricht mich Miriam in einer der Pausen an und sagt: „Elnara, wir möchten etwas miteinander besprechen. Das ist etwas unter uns vier Freundinnen. Kannst du bitte weggehen!“ Erst verstehe ich sie nicht, als sie aber ins Hochdeutsche wechselt, wird mir klar, was sie meint. „Okay“, sage ich und gehe. Ab diesem Zeitpunkt stehe ich in den Pausen alleine herum und schaue mir die anderen aus der Ferne an. Manchmal, wenn die Jungs mich ärgern und verhöhnen, gehe ich in mich und starre nur auf meine Jausenbox.

Irgendwann verschlechtert sich wieder einmal Lillis Position in der Klasse, und sie beginnt, die Pausen wieder mit mir zu

verbringen. Diesmal jedoch bin ich es, die abweisend ist. Lilli muss endlich einmal entscheiden, was sie will, denke ich. Sie kann sich nicht ihr Leben lang von irgendwem ausnutzen oder beeinflussen lassen.

Das Schuljahr neigt sich dem Ende zu. An dem Tag, an dem wir das Zeugnis bekommen, sehe ich, dass meine Englisch-Note nicht stimmt. Der Lehrer hatte mir versprochen, ich werde hinaufgestuft, doch hier steht nichts davon. Ich beschliesse, vor der Direktion auf den Lehrer zu warten. Dort ist aber niemand. Verzweifelt laufe ich auf dem Gang auf und ab. Auf einmal sehe ich die vier Freundinnen, Anjas Mutter, die ebenfalls bei uns in der Schule arbeitet, meinen Klassenvorstand und die Direktorin in der Bibliothek miteinander reden. Was sie dort wohl machen? Gott, was geht das mich an! Es wäre aber toll, wenn die Direktorin hinauskäme, dann könnte ich ihr sagen, dass meine Englisch-Note nicht stimmt. Sonst verpasse ich den Zug.

Mein Klassenvorstand schaut mich an. Ich schaue sie ebenfalls an, schaue ihr in die Augen in der Hoffnung, dass sie aus der Bibliothek herauskommt. Auf einmal sehe ich Miriam weinen. Die anderen trösten sie. Oh Gott. Was ist mit ihr los? Da eilt der Klassenvorstand auf mich zu. Super! Sie fragt mich, was ich brauche. Nachdem ich ihr erklärt habe, dass meine Englisch-Note nicht stimmt, meint sie, ich solle vor dem Lehrerzimmer warten, bis der Lehrer kommt. Ich gehe zurück zum Lehrerzimmer und warte. Warte auf den Lehrer. Er kommt und verbessert tatsächlich meine Note! Dann laufe ich, so schnell ich kann, zum Bahnhof und erreiche noch rechtzeitig den Zug.

*Fortsetzung folgt...*

*Elnara Zülfiqarova, geb. 1995 in Baku, flüchtete mit ihrer Familie im Jahre 2008 nach Österreich. Sie hat die Hauptschule, die Handelsakademie und das Bachelorstudium an der Wirtschaftsuniversität Wien absolviert. Momentan arbeitet sie als Commercial Manager und macht das berufsbegleitende Studium Executive Management an der FH Wien der WKW. Als sie nach Österreich kam, sprach sie kein Wort Deutsch. Hinzu kam, dass sie oft umziehen musste – sie wohnte in Niederösterreich, Oberösterreich, Vorarlberg, Kärnten und Wien. Aufgrund ihrer mangelnden Deutschkenntnisse wurde sie während der Schulzeit zum Mobbingopfer. Heute erinnert sie sich zurück an diese Zeit und ist dankbar, denn, was sie erlebte, gab ihr die Motivation weiterzukämpfen, sich zu bilden und für ihre Rechte einzustehen.*

## Verstreutes

Die Not ist ein Stachel der Absicht im Leib des Flüchtlings. Er lauert auf die Chance, eine Verbindung zu knüpfen, ein Hilfesuchen stellen zu können, vielleicht nur ein warmes Essen zu erhalten. Nicht so der Ansässige, der sich Zonen der Interessenlosigkeit (ohne Wohlgefallen) leisten kann. Er spürt den Stachel in dem anderen und wird auf unklare Weise mißtrauisch, wie gegenüber einem Drogensüchtigen.

Kleine Ergänzung: Was hier über Flüchtlinge gesagt ist, lässt sich auch über die im „Klassenkampf“ Verfolgten und Unterdrückten sagen, so Klara Blum in ihrem Gedicht „Klassenkampf“, erschienen in der Zeitschrift „Sozialdemokrat“ (Prag, Nr. 101, 29.4.1933). Da heißt es: „Sie haben je nach Bedarf/ gegen uns das herrisch-laute Kommando/ und das lautlos-verächtliche Zucken des Mundes./ ... Und uns zu verachten,/ weil wir überallhin das erlittene Unrecht mitschleppen.“

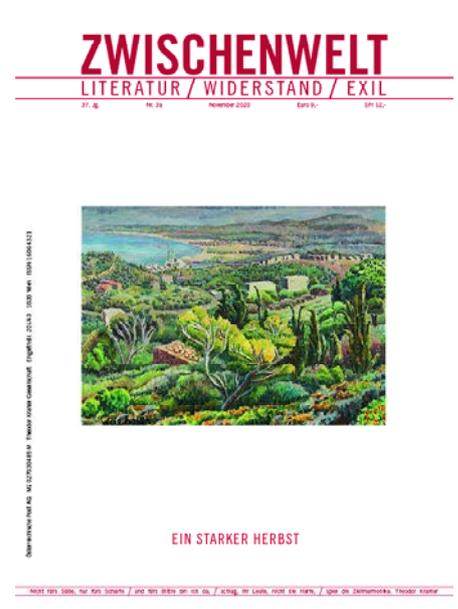
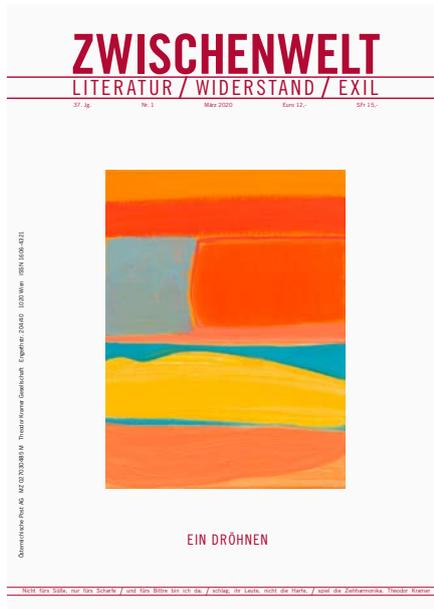
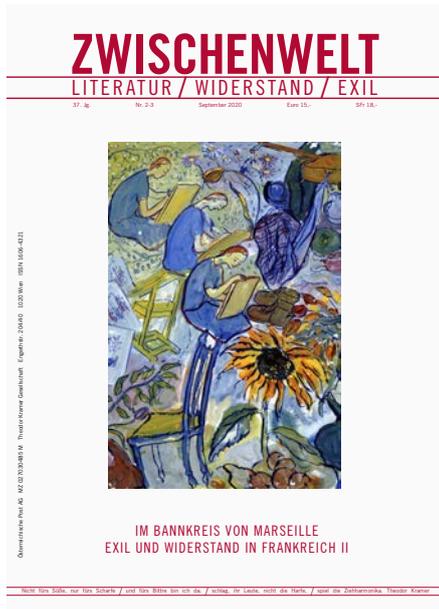
# VERLAG DER THEODOR KRAMER GESELLSCHAFT

## AKTUELLES PROGRAMM



# ZWISCHENWELT

Zeitschrift für Kultur des Exils und Widerstands



„[...] *welch eine Zumutung, ein so reichhaltiges, aufregendes und fabelhaft geschriebenes Heft zuzuschicken wie Eure letzte Zwischenwelt. Man möchte immer überspringen und kann es doch nicht, weil jeder Absatz zählt und etwas Neues bringt.*“

Georg Stefan Troller, Paris 2020

„*Es werden ‚entmachtete‘, vertriebene, verschwundene Stimmen hier zum Sprechen gebracht, und gerade in der leisen Art, mit der sie sich hier behaupten, erzeugen sie unsere Bestürzung und Trauer und unser Nachdenken.*“

Elfriede Jelinek

*Zwischenwelt. Zeitschrift für Kultur des Exils und des Widerstands* ist ein international anerkanntes Forum widerständiger Kultur, das auf originelle Weise Exil, Literatur und widerständige Kultur verbindet.

Nachdem im Faschismus und Nationalsozialismus etwa die Hälfte der literarisch Schreibenden vertrieben worden waren, wurden sie nach 1945 bald totgesagt, abqualifiziert, marginalisiert – nur als Leute, die bereits einer Vergangenheit angehören, fallweise gewürdigt.

Aber sie lebten ja, schrieben bedeutende Werke und suchten, trotz aller Enttäuschungen, das Gespräch in Österreich und vielen Ländern Europas. Mit *Zwischenwelt. Zeitschrift für Kultur und Literatur des Exils und des Widerstands* wird dieser Dialog geführt.

## ZWISCHENWELT

Zeitschrift für Kultur des Exils  
und Widerstands

(vormals *Mit der Ziehharmonika*)

erscheint im Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft seit 1984 vierteljährlich in Wien.

**Abonnieren / Einzelkauf der Zwischenwelt**

Jahresabo inkl. Versand: Euro 36,00 (in Österreich),

Euro 42,00 (außerhalb Österreichs)

Verkauf: Einzelheft Euro 9,00 / Doppelheft Euro 15,00

## Theodor Kramer Gesellschaft

Mitgliedschaft inklusive Abo  
und weiteren Vorteilen

Als Mitglied der Theodor Kramer Gesellschaft unterstützen Sie unser kontinuierlich und konsequent weitergeführtes Bemühen um Aufklärung von Verdrängtem und Vergessenem, um Gerechtigkeit für zu Unrecht Unterdrücktes, um Verständnis geschichtlicher Zusammenhänge und kultureller Probleme.

**Mitgliedschaft inklusive Abo und weiteren Vorteilen:**

Euro 50,00 in Österreich / Euro 55,00 außerhalb Österreichs.

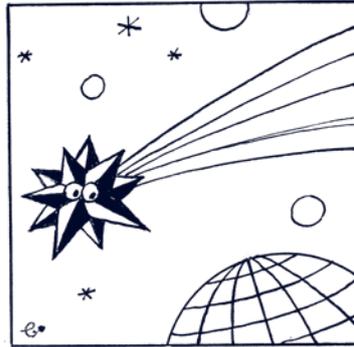
Förderndes Mitglied Euro 75,00 / Euro 80,00

Abo bestellen oder/und Mitgliedschaft beantragen:

office@theodorkramer.at

und via [www.theodorkramer.at](http://www.theodorkramer.at)

# Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft



**Sich mit den Augen anderer und besonders derer sehen zu lernen, die mit Österreich traumatische Erfahrungen verbinden, ist angesichts der offenen Fragen unserer Zeit eine große Aufgabe.**

Die Theodor Kramer Gesellschaft, gegründet 1984, ist eine kulturelle Vereinigung von Menschen, die die Ignoranz und das Unverständnis für die Literatur und Kultur des Exils durch geduldige Arbeit zu überwinden sucht. Die Theodor Kramer Gesellschaft gibt daher die Vierteljahrsschrift „Zwischenwelt“ (seit 1984) und das gleichnamige Jahrbuch (seit 1990) heraus.

Der Verlag entstand 1995 aus der Notwendigkeit, aus Österreich vertriebenen Autorinnen und Autoren eine Möglichkeit zur Publikation ihrer Werke zu bieten. Kulturpolitisch strebt der Verlag eine reale, an konkreten Personen und Werken entfaltete Rezeption der Kultur und Literatur des Exils an. Es genügt nicht, die Ausblendung des Exils aus der Geschichte und Kultur Österreichs diffus als Verdrängung zu beklagen. Mit jeder Publikation des Verlags wird dem Antisemitismus, dem Fremdenhass, der Geschichtsverleugnung und dem Vergessen entgegengetreten.

## Buchreihen des Verlages der Theodor Kramer Gesellschaft

**Jahrbuch Zwischenwelt** – ist als Jahrbuch für antifaschistische Literatur und Exilliteratur konzipiert, ein Forum der Diskussion und Information über Probleme und Inhalte einer antifaschistischen Kultur. Es wird unabhängig von der gleichnamigen Zeitschrift herausgegeben und dient in erster Linie der Dokumentation von Ergebnissen der von der Theodor Kramer Gesellschaft veranstalteten und mitveranstalteten Tagungen und Symposien.

**Anders Erinnern** – die Buchreihe widmet sich den Erfahrungen außerhalb unseres heutigen Erinnerungskanons und bietet mit dem „Anders Erinnern“ der mächtige Tendenz zur Homogenisierung und Ausgrenzung die Stirn.

**Antifaschistische Literatur und Exilliteratur – Studien und Texte** – Anliegen der Buchreihe ist es, die Literatur des Exils als eine in sich zusammenhängende Erscheinung in der Geschichte der österreichischen Literatur zu verdeutlichen, die zu Unrecht Vergessenen wieder zu Wort kommen zu lassen, den Kontakt zu den weiter im Exil lebenden Schriftstellerinnen und Schriftstellern zu knüpfen, um dadurch in Österreich selbst eine Öffnung verhärteter kultureller Barrieren für den Beitrag der Exilierten zu erreichen.

**Nadelstiche** – Die Lyrik ist vermutlich die wichtigste literarische Gattung für Verfolgte, Flüchtende, Exilierte, Widerstehende. Die Lyrikreihe „Nadelstiche“ welche im Frühjahr 2013 begonnen wurde, will der Marginalisierung der Poesie entgegenzutreten, gerade auch, indem Bände erscheinen, die Poesie und Widerstand verbinden.

### Buchbestellungen

via [www.theodorkramer.at](http://www.theodorkramer.at) / [office@theodorkramer.at](mailto:office@theodorkramer.at)

### Lieferbedingungen Buchhandel

Bestellungen via [office@theodorkramer.at](mailto:office@theodorkramer.at) /

Fax. +43 (1) 729 75 04 / Tel. +43 (1) 720 83 84

Wir gewähren 33 % Buchhandels-Rabatt sowie Partieexemplare.

Versand auf dem Postweg in Österreich frei.

Außerhalb Österreichs werden anteilige Versandkosten berechnet.

Diese Seite: Bil Spira, Komet Konrad aus Jura Soyfers *Der Weltuntergang oder Die Welt steht auf kein' Fall mehr lang.*

Cover: Ausschnitt aus dem Werk »The Pioneer and the Zionist Delegates«  
Yosl Bergner, 1997, Öl auf Leinwand

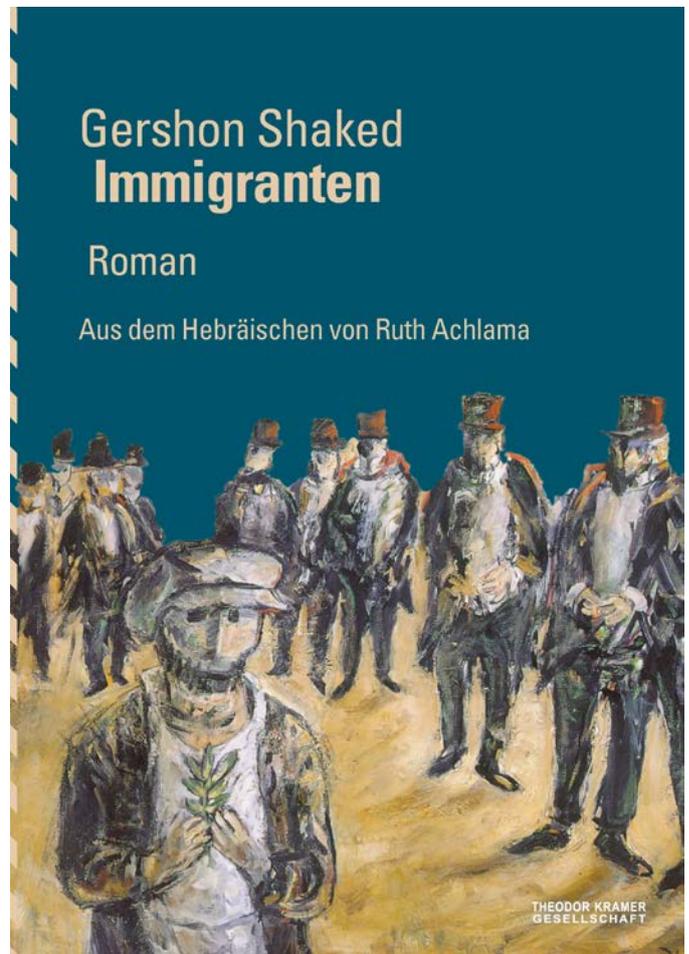
Gestaltung: Julian Palacz

Drucklegung gefördert durch die Stadt Wien – Kultur, das Land  
Niederösterreich, das Bundesministerium Kunst, Kultur, öffentlicher  
Dienst und Sport.

Erstellt im November 2020

# Gershon Shaked Immigranten

Roman

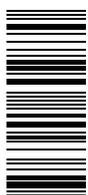


Gershon Shaked's Roman stößt die Tür auf zu der zerbrochenen Zeit nach dem NS-Massenmord, der ein Niemandsland zwischen die Generationen gelegt hat, und führt uns in das in wiederholten Kriegen errungene und verteidigte Israel, in dem Menschen im rasenden Ablauf der Ereignisse mit ihren Sehnsüchten und Wünschen nach einer gemeinsamen Gegenwart tasten. Orte der Handlung sind u.a. Tel Aviv und das Wien nach 1945.

Gershon Shaked ist der große Historiker neuhebräischer Literatur. 1929 in Wien als Gerhard Mandel geboren, flüchtete er mit den Eltern 1939 nach Palästina/Israel. Als Professor an der Hebräischen Universität in Jerusalem wurde er Autor von rund 30 literaturwissenschaftlichen Büchern, die in mehrere Sprachen übersetzt sind. So: *Die Macht der Identität. Essays über jüdische Schriftsteller* 1992 und *Geschichte der modernen hebräischen Literatur*. Der Roman *Immigranten* erschien 2001 auf Hebräisch unter dem Titel *Mehagrim*. Shaked erhielt zahlreiche Auszeichnungen, darunter den Israel-Preis. Shaked verstarb 2006 in Tel Aviv.



Gershon Shaked. Foto: Dan Porges

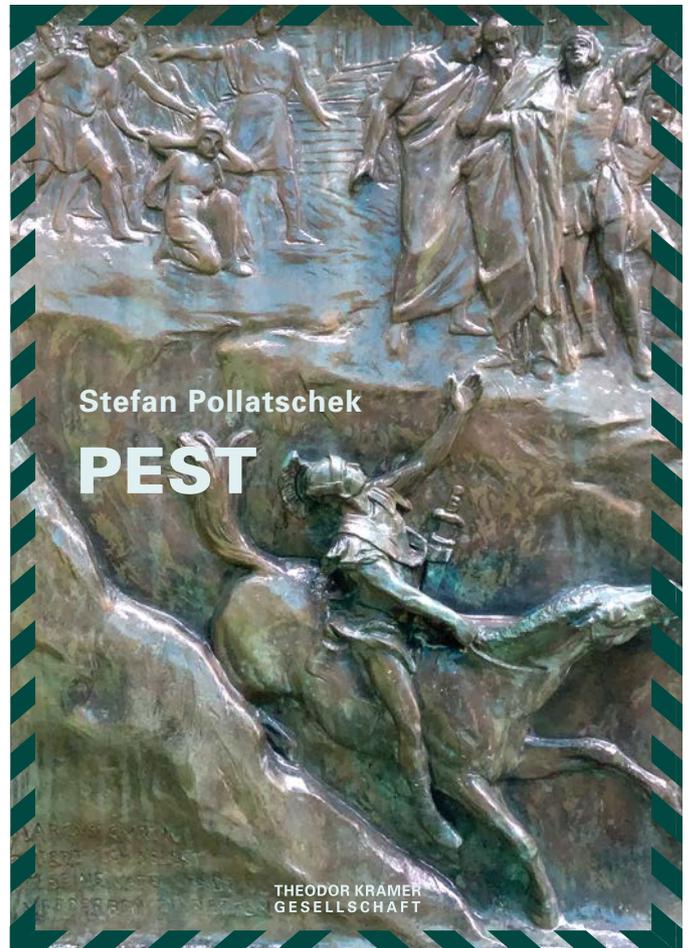


Gershon Shaked: Immigranten. Roman  
Aus dem Hebräischen von Ruth Achlama.  
Herausgegeben und mit einem Nachwort von Karl Müller. Vorwort von Mark H. Gelber.  
Wien: Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft 2020.  
360 Seiten, ISBN 978-3-901602-87-0  
Euro 24,00

# Stefan Pollatschek

## Pest

Die Tragödie eines Wiener Arztes  
Roman



*Die Heimtücke und Niedertracht der Luegerleute, die sich nicht scheuten den Pestfall, nach echt mittelalterlicher Manier, den Juden zuzuschieben, ist uns allzu vertraut.* Ernst Waldinger

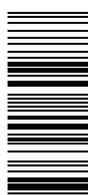
Stefan Pollatschek wusste natürlich genau, welche Pest er meinte, nämlich den Antisemitismus. Dieser war im Ausgang des 19. Jahrhunderts zwar überall gegenwärtig, damit er aber zu seiner späteren wahnhaften Bösartigkeit gedieh, bedurfte es noch einiger Jahrzehnte geduldiger Hetze. Liest man Pollatscheks Roman über das Vorspiel des später dann Eintretenden, fühlt man sich vielfach nicht in die Jahrhundertwende, sondern in die Gegenwart versetzt.

Der 1890 geborene Stefan Pollatschek, arbeitete zunächst in einem kaufmännischen Beruf und war im ersten Weltkrieg Offizier der Reserve in der österreichisch-ungarischen Armee. Pollatschek war Sozialdemokrat und 1933 Mitglied der Vereinigung sozialistischer Schriftsteller, die vom austrofaschistischen Regime aufgelöst wurde. 1938 gelang Pollatschek mit seiner Familie über die Tschechoslowakei die Flucht nach Großbritannien.



Stefan Pollatschek um 1935, Archiv der Theodor Kramer Gesellschaft

Bereits schwer krank schrieb er das 1.000 Seiten umfassende Buch *Doktor Ascher und seine Väter*. Seine Korrespondenz und seine persönlichen Aufzeichnungen galten lange Zeit als verschollen. Seine Tochter Gerda Hoffer hinterließ der Theodor Kramer Gesellschaft mit ihrem Nachlass nicht nur ihre eigenen Aufzeichnungen, Korrespondenzen, sondern auch jene ihres Vaters.

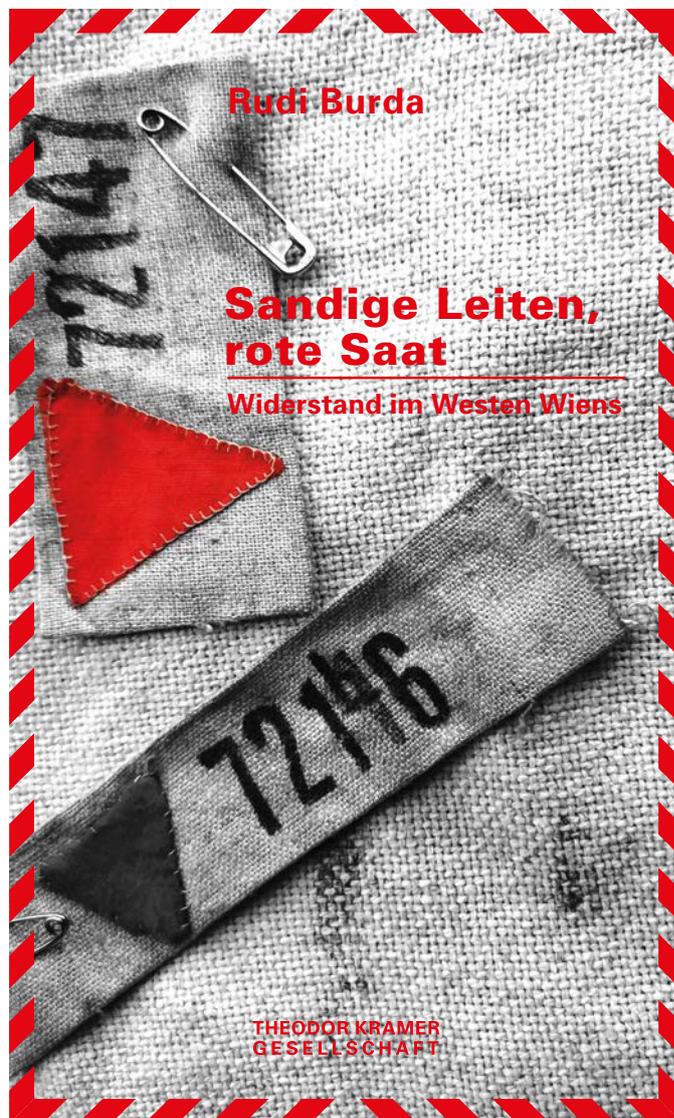


Stefan Pollatschek: Pest. Die Tragödie eines Wiener Arztes. Roman  
Mit einem Nachwort von Alexander Emanuely. Vorwort von Ernst Waldinger.  
(Reihe: Antifaschistische Literatur und Exilliteratur - Studien und Texte 34)  
Wien: Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft 2020.  
230 Seiten, ISBN 978-3-901602-88-7  
Euro 21,00

# Rudi Burda

## Sandige Leiten, rote Saat

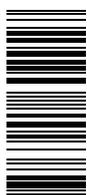
Widerstand im Westen Wiens  
Roman  
Mit einem Vorwort von Georg Tidl



*Der Sandleitenhof war ein Wahrzeichen, ein Zentrum, ein Stützpunkt der Wiener Sozialdemokratie in der Zwischenkriegszeit. Dafür rächten sich die Austrofaschisten am 12. Februar 1934 auf ihre Art. Mit vier Kanonen, zehn Maschinengewehren, zwei Minenwerfern und anderem Kriegsgerät schossen sie auf die 5000 BewohnerInnen, darunter viele Frauen, Kinder, alte Leute. Die Enttäuschung über die Politik der sozialdemokratischen Führer seit 1927 machte aus dem sozialdemokratischen Wahrzeichen Sandleitenhof ein Zentrum des kommunistischen Widerstands.*  
Georg Tidl

In seinem Roman verknüpft Rudi Burda die Erinnerungen seiner Eltern und ihrer GenossInnen aus dem antifaschistischen Widerstand rund um Sandleiten mit fiktiven Erzählungen, deren verbindendes Motiv die gelebte Solidarität unter schwierigsten Bedingungen ist.

Rudi Burda, Jahrgang 1951, Wiener Liedermacher, aufgewachsen in Ottakring und Hernals. Der Autor war Lehrer und ist, als „Zweitzeuge des Widerstands“, vorwiegend an Wiener Schulen unterwegs.

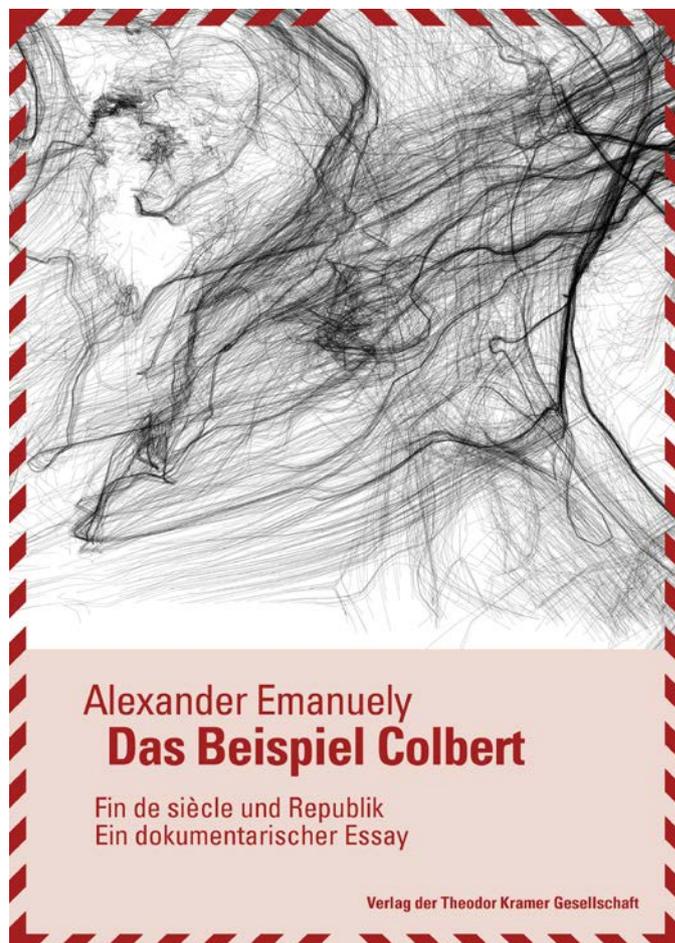


Rudi Burda: Sandige Leiten, rote Saat. Widerstand im Westen Wiens.  
Mit einem Vorwort von Georg Tidl  
(Reihe: Antifaschistische Literatur und Exilliteratur - Studien und Texte Band 32)  
Wien: Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft 2020.  
120 Seiten, ISBN 978-3-901602-91-7  
Euro 15,00

# Alexander Emanuely

## Das Beispiel Colbert

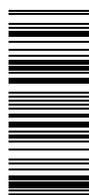
Fin de siècle und Republik  
Ein dokumentarischer Essay  
Epiloge von Lydia Mischkulnig  
und Gerhard Scheit



„Das Beispiel Colbert“ versteht sich als Standardwerk über die kaum bekannten Ursprünge der Zivilgesellschaft in Österreich. Im Mittelpunkt der Darstellung steht ein vergessener Zeitungsmacher und Schriftsteller: Carl Colbert. Mit seinem Leben und Werk sind bedeutende Kapitel der österreichischen Medien-, Kino-, Wirtschafts-, Eisenbahn-, Musik-, Mode-, Architektur-, Literatur- und Kunstgeschichte, der Geschichte der sozialen und demokratischen Bewegungen, der Frauenrechtsbewegung, der Kinderschutzbewegung, des Republikanismus, der österreichischen Freimaurerei, der Freien Schule und des Kampfes gegen Antisemitismus, Nationalismus, Faschismus und Diktatur verbunden.

Alexander Emanuely ist Schriftsteller, Redakteur (Zwischenwelt, Context XXI) und seit 2010 wissenschaftlicher Mitarbeiter der Theodor Kramer Gesellschaft. Er lebt und arbeitet in Wien und ist Autor zahlreicher Essays und Bücher darunter:

*Ausgang: Franz Hebenstreit (2010), Ausnahmezustand. Jura Soyfers Transit (2012), Avantgarde I. Von den anarchistischen Anfängen bis Dada – oder: wider eine begriffliche Beliebigkeit (2015) und Avantgarde II. Vom Surrealismus bis zu den LettristInnen oder Antikunst und Revolution (2017).*



Alexander Emanuely: Das Beispiel Colbert. Fin de siècle und Republik. Ein dokumentarischer Essay.  
Epiloge von Lydia Mischkulnig und Gerhard Scheit  
(Reihe: Antifaschistische Literatur und Exilliteratur - Studien und Texte 33)  
Wien: Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft 2020.  
ca. 700 Seiten, 978-3-901602-85-6  
Euro 36,00

Wir trauern um Erika Bezdíčková,  
verstorben am 19. September 2020,  
Brno (Brünn).

## Erika Bezdíčková

# Mein langes Schweigen

Mit einem Vorwort von Olga Sommerová und  
einem Nachwort von Rainer König-Hollerwöger  
Aus dem Tschechischen von Pavla Váňová

anders erinnern

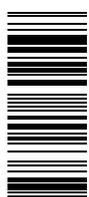
Erika Bezdíčková  
Mein langes Schweigen



Verlag der  
Theodor Kramer Gesellschaft

Eindringlich schildert Erika Bezdíčková, deren Schicksal mit jenen Edith Brucks und Ruth Klügers vergleichbar ist, ihre Erfahrung der Wiederkehr in ein Land, in dem die Ermordeten, Verschleppten, Vertriebenen vielfach nicht vermisst, sondern eher als Störung empfunden werden. Auch nach der Niederwerfung des Nationalsozialismus stößt Bezdíčková als Jüdin und Zeitzeugin auf Antisemitismus. Der tschechoslowakische Staat, unbeteiligt zwar an den Verbrechen der Schoa, erweist sich als ein Ort der Verdrängung, an dem eine offene Auseinandersetzung mit dem Geschehenen erst nach dem Zusammenbruch der neuen Gewaltherrschaft möglich wird.

Erika Bezdíčková (geboren 1931) und ihre Familie erlebten nach 1938 – als die Slowakei ihre Autonomie verkündet und zu einem engen Verbündeten des Dritten Reiches mit faschistischer Prägung wurde, Verfolgung und Verschleppung. Ihre Eltern wurden im KZ Auschwitz ermordet. Sie überlebte Auschwitz. Im Mai 1945 auf dem Todesmarsch in Mecklenburg wurde sie von der Roten Armee befreit und musste nun erfahren, dass bis auf die Schwester alle Familienangehörige in Konzentrationslagern ermordet worden waren.



Erika Bezdíčková: Mein langes Schweigen.  
Mit einem Vorwort von Olga Sommerová und einem Nachwort von Rainer König-Hollerwöger.  
Aus dem Tschechischen von Pavla Váňová  
(Reihe: anders erinnern Band 8)  
Wien: Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft 2013. 124 Seiten, ISBN 978-3-901602-52-8  
Euro 12,00

Erika Bezdíčková arbeitete nach dem Zweiten Weltkrieg als Redakteurin im Tschechoslowakischen Rundfunk in Prag und als Leiterin des Pressezentrum für ausländische Journalisten der Messe Brünn. Nach der Niederschlagung des Prager Frühlings 1968 musste sie ihren Posten verlassen und war dann unter anderem als Dolmetscherin tätig. Im Kurzfilm *Horký návrat z pekla / Bittere Rückkehr aus der Hölle* (OmdU) wird das Leben von Erika Bezdíčková durch die tschechische Regisseurin Olga Sommerová auch visuell nahegebracht.

Erika Bezdíčková starb am 19. September 2020 in Brünn.

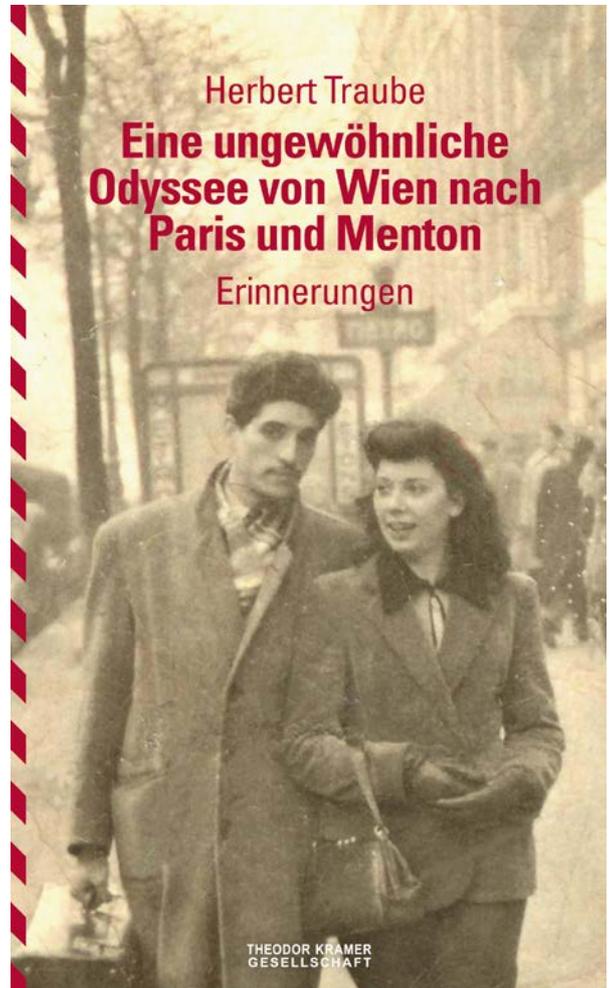


Erika Bezdíčková im Studio des Bezirksrundfunks in Louny (1960)

# Herbert Traube

## Eine ungewöhnliche Odyssee von Wien nach Paris und Menton

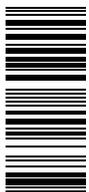
Erinnerungen



Ohne Pathos mit oft humoristischen Anekdoten schildert Herbert Traube die Geschichte seines Exils in Europa, Afrika, Asien.

Herbert Traube wurde am 15. Juli 1924 in Wien geboren. Er konnte nach dem Einmarsch der Deutschen flüchten, zuerst nach Belgien, dann nach Frankreich, wo er bald interniert wurde. Die Stationen hießen Gurs und Rivesaltes. Nach seiner Flucht schloss er sich der Widerstandsgruppe „American Friends Service Committee“ an, wurde jedoch im August 1942 verhaftet. Beim Transport von Les Milles nach Rivesaltes konnte er aus dem Zug entkommen. In Marseille nahm er mit Hilfe eines Freundes aus

der Widerstandsgruppe eine falsche Identität an und meldete sich als Freiwilliger bei der Fremdenlegion. Er kämpfte als solcher gegen die Nazis am Rhein und in Süddeutschland. Das Kriegsende erlebte er in Österreich. Nach vielen Stationen als Legionär in Nordafrika und Indochina, wo er den brutalen Kolonialkrieg miterlebte, gestaltete sich der Weg zurück ins Zivilleben äußerst schwierig. Doch fand Herbert Traube nach einigen erfolglosen Anläufen seinen Platz, gründete eine Familie, arbeitete, nach einem Studium in der Abendschule, viele Jahre als Ingenieur und zog schließlich in seiner Pension an die Côte d'Azur, wo er sich in der Gemeindepolitik engagierte und noch als über 90-jähriger als Zeitzeuge an Schulen geht.



Herbert Traube: Eine nicht ganz gewöhnliche Odyssee von Wien nach Menton. Erinnerungen  
Aus dem Französischen von Sonja Pleßl, Konstantin Kaiser und Alexander Emanuely  
(Reihe: anders erinnern Band 11)  
Wien: Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft 2020.  
ca. 280 Seiten, ISBN 978-3-901602-90-0  
Euro 24,00

# Michael Schmölzer

## Die Befreiung Wiens

April 1945

Gespräche mit Überlebenden

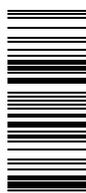


*Es sind pralle Erzählungen. Es sind die Schilderungen letzter Augenzeugen. Man muss sie bewahren.*

Hans Werner Scheidl, *Die Presse*

Aus Anlass 75. Jahrestag der Befreiung Wiens durch die Rote Armee kommen hier 17 Frauen und Männer zu Wort, die während der Kämpfe 1945 in der Stadt waren und sich an die Ereignisse erinnern können. Sie waren noch Kinder oder Jugendliche und erlebten gemeinsam mit ihren Eltern die Bombenangriffe. Sie wurden als Kindersoldaten missbraucht und mussten den Schutt der zerbombten Häuser wegräumen. Was den einen Rettung vor der Bedrohung durch die Nationalsozialisten war, bedeutete für andere neue Gefahr. Es ist ein vielfältiges und in vielem auch neues Bild, das der Journalist und Autor Michael Schmölzer und seine ZeitzeugInnen von den Ereignissen zeichnen.

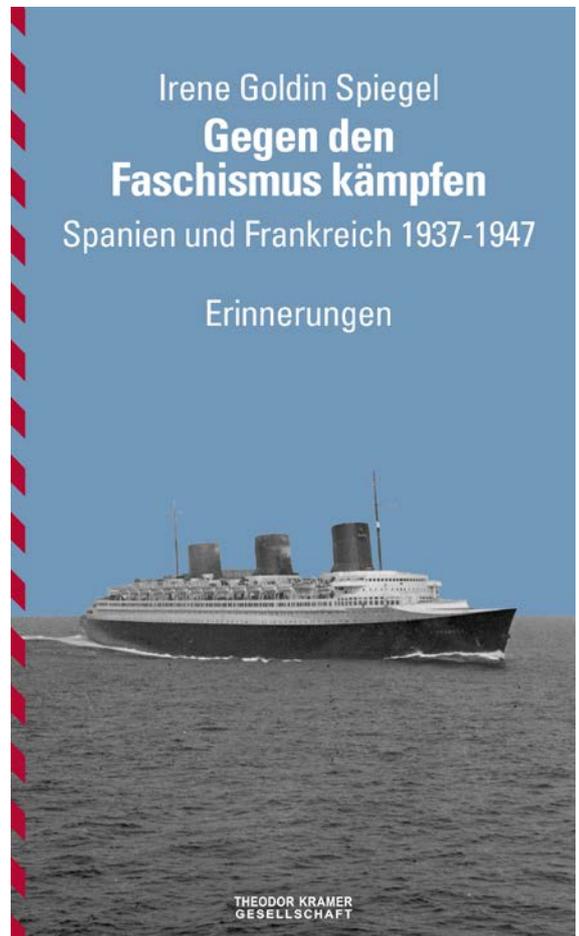
Michael Schmölzer wurde 1972 in München geboren. Studium in London, Toulouse und in Wien. Diplom (Magister) in den Fächern Politikwissenschaft und Geschichte. Langjähriger Redakteur *Wiener Zeitung*, Rechercheaufenthalte u.a. in Afghanistan, im Jemen und im Libanon. Schmölzer ist verheiratet und Vater von zwei Kindern.



Michael Schmölzer: Die Befreiung Wiens. April 1945.  
Gespräche mit Überlebenden.  
(Reihe: anders erinnern Band 10)  
Wien: Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft 2020.  
131 S., ISBN 978-3-901602-86-3  
Euro 15,00

# Irene Goldin Spiegel Gegen den Faschismus kämpfen

Spanien und Frankreich 1937-1947  
Erinnerungen  
Herausgegeben und mit einem  
Vorwort von Konstantin Kaiser



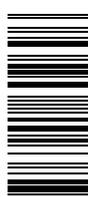
Irene Spiegels Erinnerungen bestehen aus zwei großen Teilen: dem über den Kampf gegen den Faschismus in Spanien 1937-1939 und dem über ihre Widerstandstätigkeit und ihr Überleben in Frankreich 1939-1947. Sie zeugen vom außergewöhnlichen Mut dieser Frau, einer jüdischen Krankenschwester, die aus den USA nach Spanien ging, um im Sanitätsdienst der internationalen Brigaden für die Republik zu kämpfen. Gemeinsam mit ihrem Mann Harry Spiegel, Politikommisar eines Bataillons der Internationalen Brigaden, den sie kennenlernte, als er verwundet in ihre Obhut kam, beteiligte sie sich an der antideutschen Arbeit der französischen Résistance. Ihre spät zu Papier gebrachten Erinnerungen sind ein Akt der Vergegenwärtigung, der sich gegen die Vorstellung richtet, dies alles gehöre einer längst abgeschlossenen, „abgekapselten“ Vergangenheit an. Für Irene Goldin Spiegel sind der Spanische Bürgerkrieg und die Résistance keine abgelegenen Dörfer des Erinnerns oder vorübergehende Episoden sondern Metropolen menschlicher Geschichte.

Irene Spiegel (geboren 1910 in Brooklyn als Mabel Irene Goldin) war als junge Krankenschwester in New York City tätig, wo sie auch Mitglied der Gewerkschaft „United Professionals“ war. Ende Mai 1937 ging sie nach Spanien, wo sie zunächst in Huete in der Provinz Cuenca, dann in Frontnähe in El Escorial und bei Teruel sowie in größeren Krankenhäusern des Internationalen Sanitätsdienstes

arbeitete. Im britischen Hospital von Mataró lernte sie den Wiener Philosophiestudenten Harry Spiegel kennen, der bei der Ebroschlacht verwundet worden war. Sie heirateten im September 1938. Noch im Februar 1939 versorgte sie mit ihrem Mann verwundete Brigadisten. Nach dem Zusammenbruch der Spanischen Republik und der gemeinsamen Flucht nach Frankreich versuchte sie vergeblich, ein USA-Visum für ihren Mann zu erhalten. Als Harry Spiegel als „feindlicher Ausländer“ interniert wurde, erreichte sie seine Freilassung. Das Paar schloss sich der Résistance an und beide waren ab 1943 unter falschen Namen in Dienststellen der Deutschen Wehrmacht in Marseille tätig. 1947 kehrte Irene Spiegel für ein Jahr in die USA zurück, bis zu ihrem Tod am 15. Jänner 2004 in Wien. Ihre in englischer Sprache niedergeschriebenen Erinnerungen wurden von Robert Fallenstein ins Deutsche übertragen.



Krankenschwester Irene Goldin, Oktober 1937. The 15th International Brigade Photographic Unit Photograph Collection ; ALBA Photo11; ALBA Photo number 11-0841.



Irene Goldin Spiegel  
Gegen den Faschismus kämpfen. Spanien und Frankreich 1937 – 1947. Erinnerungen.  
Hg. und mit einem Vorwort von Konstantin Kaiser. Aus dem Englischen von Robert Fallenstein  
(Reihe: anders erinnern Band 12)  
Wien: Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft 2020. ca. 160 Seiten, ISBN 978-3-901602-69-6  
Euro 18,00

# Gabriele Anderl (Hg.)

## Hinter verschlossenen Toren

Die Internierung von Geflüchteten von den 1930er Jahren bis in die Gegenwart



Noch vor Kriegsausbruch wurden jüdische Flüchtlinge und andere Verfolgte des NS-Regimes in verschiedenen europäischen und außereuropäischen Zufluchts- und Transitstaaten unter zum Teil menschenunwürdigen Bedingungen konfiniert und interniert. Die Freiheitsberaubung erfolgte mittels Residenzpflicht in bestimmten Ortschaften bis hin zur Verschleppung und Inhaftierung in militärisch bewachte Lager und gipfelte in Grausamkeit und Barbarei in den Konzentrations- und Vernichtungslagern der Nazis.

Die Internierung Geflüchteter ist Praxis bis in die Gegenwart. In „Hinter verschlossenen Toren“ wird der Frage nachgegangen, wie die Internierung Geflüchteter seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs stattfand und stattfindet? Angesichts humanitärer Krisen – wie dem Lager Moria – oder etwa den Lagern in Libyen und politischen Forderungen österreichischer Populisten – u.a. Flüchtlinge in Lagern „konzentriert“ zu „halten“ - hat das Thema Aktualität und Brisanz.

Gabriele Anderl, ist freiberufliche Wissenschaftlerin mit umfangreicher Forschungstätigkeit und zahlreichen wissenschaftlichen Publikationen im Bereich der Zeitgeschichte zu den Themen Judenverfolgung, nationalsozialistische Vertreibungs- und Vernichtungspolitik, Kunstraub, Flüchtlingspolitik in Österreich nach dem Zweiten Weltkrieg, Exilforschung, Oral-History-Forschung sowie AfrikanerInnen in Wien und Beziehungen Österreich – Äthiopien. Sie erhielt mehrere Auszeichnungen darunter den Leon-Zelman-Preis für Dialog und Verständigung (2016). Als Autorin hat sie zahlreiche Bucherscheinungen u.a. gemeinsam mit Erika Weinzierl *Vertreibung und Neubeginn. Israelische Bürger österreichischer Herkunft* mit Walter Manoschek *Gescheiterte Flucht. Der ‚Kladovo-Transport‘ auf dem Weg nach Palästina 1939-1942*, mit Evelyn Adunka *Jüdisches Leben in der Wiener Vorstadt. Ottakring und Hernals* (2013) und mit Simon Usaty *Schleppen – schleusen – helfen. Flucht zwischen Rettung und Ausbeutung* (2016).



Gabriele Anderl (Hg.): Hinter verschlossenen Toren –  
die Internierung von Geflüchteten von den 1930er Jahren bis in die Gegenwart.  
Wien: Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft 2020.  
ca. 360 Seiten  
ISBN 978-3-901602-93-1  
Euro 30,00

**Konstantin Kaiser, Irene Nawrocka, Corina Prochazka, Marianne Windsperger (Hg.)**

# Lebensspuren

Autobiografik von Exil, Widerstand,  
Verfolgung und Lagererfahrung  
Jahrbuch Zwischenwelt Band 15



Für die Erforschung des österreichischen Exils, von Widerstand, Verfolgung und Lagererfahrung sowie für das Verständnis der Lage und des (Über-)Lebens von Verfolgten aus Österreich ist die in vielfältiger Form überlieferte autobiografische Erinnerungsliteratur von herausragender Bedeutung, nicht zuletzt im Hinblick auf das kollektive Gedächtnis einer Gesellschaft, eines Staates, Europas. Der Band dokumentiert die große internationale Tagung, die in Kooperation mit dem Institut für Neuzeit- und Zeitgeschichtsforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und dem Haus der Geschichte Österreich 2017 in Wien stattfand. Er beinhaltet neben wissenschaftlichen Beiträgen zum autobiografischen Schreiben aus verschiedenen Disziplinen und unterschiedlichen internationalen Forschungskontexten auch sehr persönliche Auseinandersetzungen mit Überlebenszeugnissen.

Mit Beiträgen von Evelyn Adunka, Anne Betten, Klaus Bruckinger, Ralf Georg Czapla, Jürgen Doll, Marlen Eckl, Karl Fallend, Annelise Forst, Teresa Cañadas García, Mark H. Gelber, Melissa Hacker, Konstantin Kaiser, Sarah Knoll, Françoise Kreissler, Sebastian Lübcke, Kristina Mateescu, Iryna Mykhailova, Sonja Alfons Moseley, Joseph W. Moser, Karl Müller, Irene Nawrocka, Helga Schreckenberger, Sanna Schulte, Soonim Shin, Alana Sobelman, Regina Weber, Marianne Windsperger.



Marianne Windsperger u.a. (Hg.):  
Lebensspuren. Autobiografik von Exil, Widerstand, Verfolgung und Lagererfahrung  
(Reihe: Jahrbuch Zwischenwelt Band 15)  
Klagenfurt/Celovec: Drava Verlag 2020.  
ca. 360 Seiten, 978-3-85435-922-7  
Euro 27,00

# Hans Eichner

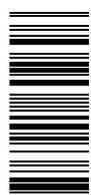
## Wem kein Bogen gesetzt

Gedichte

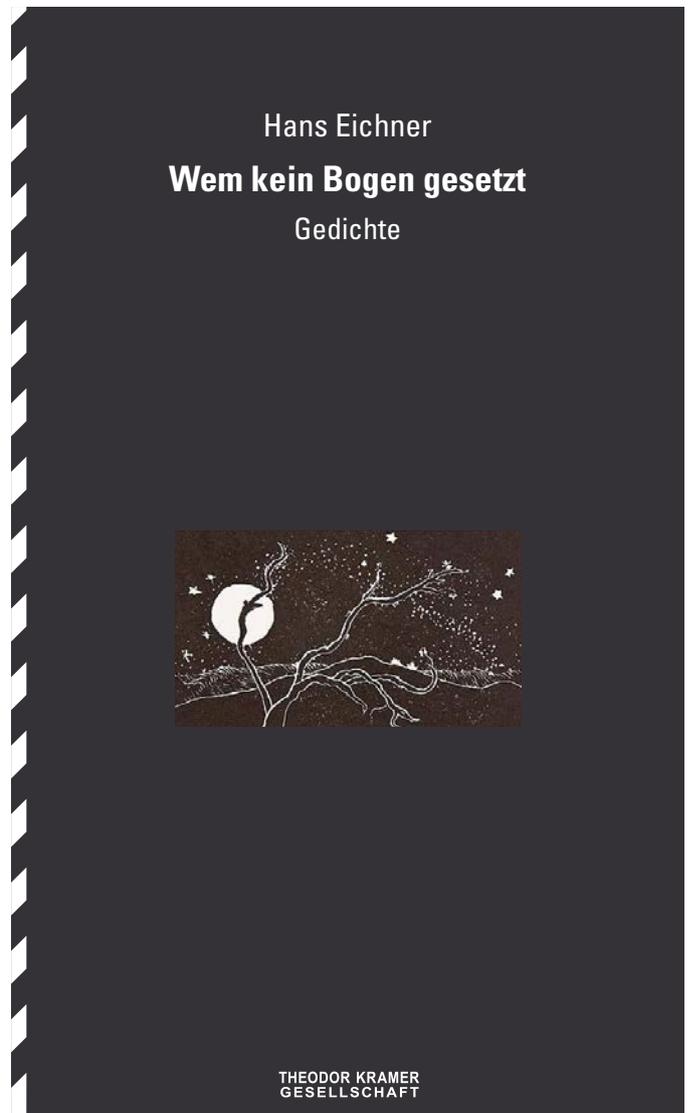
*[...] Mühst du dich mit den Zeichen der Sterne,  
unverwehrt, aus viel weiterer Ferne  
bricht das Wirkliche ein.*

aus Hans Eichners Gedicht *Dein Tagewerk*

Hans Eichner schrieb 101 Gedichte, von welchen bislang nur zweiundzwanzig zugänglich waren. Der Rest sowie eine einzige Kurzgeschichte sind bis heute nur Eingeweihten bekannt. Der vom kanadischen Germanisten David G. John herausgegebene Band vereint nun erstmals sämtliche von Hans Eichners Gedichten und korrigiert das Bild eines früh im Exil verstummten Poeten.



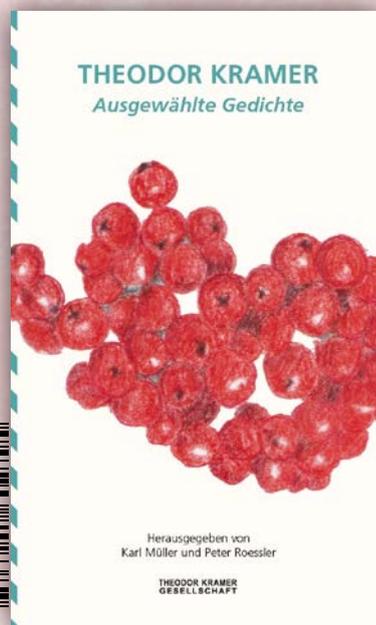
Hans Eichner: Wem kein Bogen gesetzt. Gedichte.  
Von den 1930er Jahren bis in die Gegenwart. Hg. von David G. John  
(Reihe: Nadelstiche Band 16)  
Wien: Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft 2020.  
ca. 130 Seiten, ISBN 978-3-901602-92-4  
Euro 15,00



Hans Eichner wurde 1921 in Wien geboren. 1938 gelang ihm die Flucht über Brüssel nach Großbritannien. 1940 wurde er interniert und nach Australien verschickt. 1943 kehrte er nach London zurück, wo er studierte. Zwischen 1947 und 1950 stand er in Verbindung mit Erich Fried und der von diesem initiierten Gruppe junger Exildichter. Er lebte und arbeitete als Professor der Germanistik – zuletzt in Toronto, wo er 2009 starb. Sein erfolgreicher Roman *Kahn & Engelmann. Eine Familien-Saga* erschien 2000 in Wien.

Zum lyrischen Riesenwerk Theodor Kramers bietet die Auswahl einen neuen Zugang. Sie versammelt Gedichte aus allen Lebensperioden, stellt die bekannten, „klassischen“ Gedichte neben wenig Bekanntes und zu Unrecht Übersehenes. Das Nachwort führt in Leben und Werk Kramers in großen Zügen ein, das Glossar erleichtert das Verständnis von speziellen Wörtern und Anspielungen in den Gedichten.

Theodor Kramer: Ausgewählte Gedichte  
Herausgegeben von Karl Müller und Peter Roessler. Mit einem Nachwort von Peter Roessler.  
Wien: Theodor Kramer Gesellschaft 2018. 156 Seiten.  
ISBN 978-3-901602-79-5.  
Euro 15,00



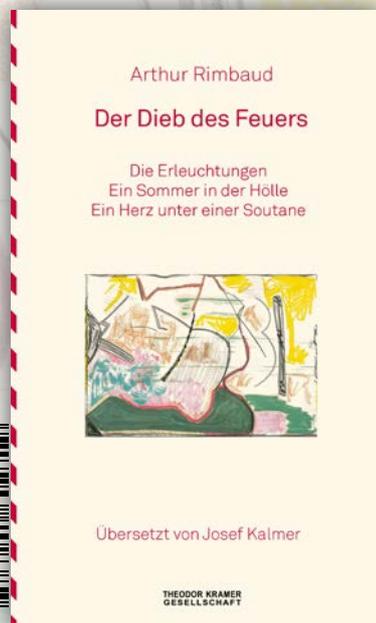
Rimbauds Bruch mit jeder Enge des Geistes, seine antiklerikale Deftigkeit, seine schonungslose Direktheit, schließlich seine Wucht in der Loslösung vom gereimten Gedicht zugunsten der Leuchtstürme seiner wütenden Sphären aus Worten entzündet die Sinne mit dem Feuer, das der Dichterdieb den Hoheiten geraubt den Menschen bringt.

*Lydia Mischkulnig*

Josef Kalmer, selbst ein Lyriker von Rang, war der große Übersetzer des antifaschistischen Exils. Seine Übertragung von Hauptwerken Arthur Rimbauds ins Deutsche entstand aus einer lebenslangen Beschäftigung mit Rimbaud und Verbundenheit mit dem unbändigen Freiheitswillen des Dichters.

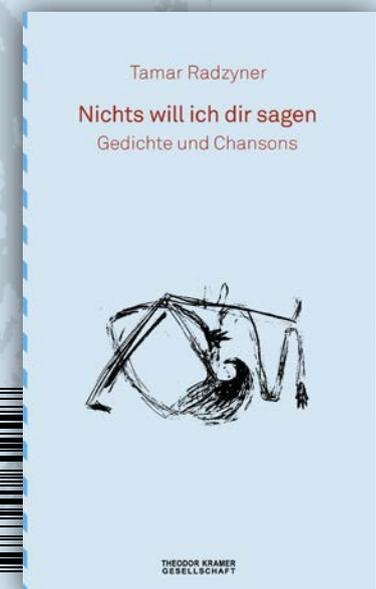
Arthur Rimbaud: Der Dieb des Feuers. Die Erleuchtungen. Ein Sommer in der Hölle. Ein Herz unter einer Soutane

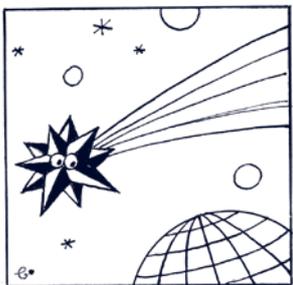
Aus dem Französischen von Josef Kalmer. Mit einem Vorwort von Lydia Mischkulnig. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Alexander Emanuely. Wien: Theodor Kramer Gesellschaft 2018. 166 Seiten. ISBN 978-3-901602-71-9. Euro 15,00



Zwei Stimmen sprechen aus Tamar Radzyners Versen und Chansons: die selbst im Ghetto Lodz und in den Konzentrationslagern Auschwitz und Stutthof bewahrte Hoffnung auf eine gerechtere Welt, und die Verzweiflung der Shoa-Überlebenden über Stalinismus und Antisemitismus in ihrer polnischen Heimat. Geboren 1927, flüchtet sie 1959 mit ihrem Mann und den Kindern Joanna und Olga nach Wien, eignet sich die deutsche Sprache an, wird von Georg Kreisler als Chanson-Schreiberin entdeckt, von ihm und Topsy Küppers gesungen. Die eindringlichen Gedichte und Lieder dieser politisch engagierten Jüdin liegen nun erstmals in gesammelter Form vor.

Tamar Radzyner: Nichts will ich dir sagen. Gedichte und Chansons.  
Herausgegeben von Joana Radzyner und Konstantin Kaiser.  
Wien: Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft 2017. 182 S. ISBN 978-3-901602-59-7 Euro 21,00





# [www.theodorkramer.at](http://www.theodorkramer.at)

Gefördert durch:



 Bundesministerium  
Kunst, Kultur,  
öffentlicher Dienst und Sport



Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft Engerthstr. 204/40 1020 Wien

# Sonja Pleß

## 1 Million Meals

### Indien und das unsichtbare Kind

Am 14. Mai 2020 erreichte Konstantin Kaiser und mich dieses Mail von Ruchira Gupta aus Indien. Sie bittet, die Hilfskampagne 1 Million Meals bekanntzumachen und zu unterstützen.

*Dear Sonja and Konstantin,*

*How are you? I think of you often and our conversation on fascism. I am sure you have followed what is happening in India. Corona in the middle of fascism. Our government has used the opportunity of covid to initiate some very dark measures. They have arrested students and intellectuals who were protesting a citizenship act seeking to exclude Muslims, they have cancelled labor protection (a 12 hour work day is legal now) and they have cut off access to food for millions of migrant workers-shutting down our public distribution system. People are marching thousands of kms to get back to their villages, some dying on the way, some are also being locked up by the police for violating the lockdown.*

*In the meantime, I have initiated a 1 Million Meals campaign*

*for victims of sex-trafficking, who are trapped in tiny rooms with no food, no fresh air and few hygiene products. Please do donate and spread the word on the campaign.*

*Hope we can meet in person one day soon.*

*With hope and gratitude,*

*Ruchira Gupta*

Ich hatte Ruchira Gupta, eine lebhafteste, lebenslustige, humorvolle, unerschütterlich optimistische Frau, 2010 in Island bei der *Nordischen und Internationalen Konferenz gegen Gewalt an Frauen* kennengelernt und sie sieben Jahre später am *Last Girl First Kongress* in New Delhi in Indien wiedertreffen. Im Mai 2019, nur wenige Tage nach der Wiederwahl von Narendra Modi zum Premierminister, hielt sich Ruchira Gupta beruflich in Wien auf. Bei einem gemeinsamen Essen unterhielten wir uns über die politische Lage und sie bat Konstantin, ihr ein Stück Wien abseits der Touristenrouten zu zeigen. Tags darauf spazierte Konstantin mit ihr durch den Karl-Marx-Hof.

Gupta strebt ein internationales Bündnis gegen faschistische Strömungen an. Sie schrieb, die von den Faschisten nach dem Zweiten Weltkrieg gestreuten Samen gingen jetzt überall auf der Welt auf, sowohl in Indien als auch in den USA seien Faschisten nicht zu überhören. Ihre Frage lautet: Wie können wir denazifizieren? Gupta plant Podcasts, Pamphlete, sucht Ideen und Verbündete.

### Wie überleben?

1 Million Meals rief Ruchira Gupta ins Leben, als sie nur zwei Tage nach dem Lockdown der Hilferuf eines zwölfjährigen Mädchens erreichte: Sie bitte um Nahrung für sich und ihre Mutter. Das Mädchen, das vor Corona dank Apne Aap ein Internat besuchen konnte, hatte der Whatsapp Nachricht eine Liste mit den Namen weiterer Familien beigefügt, die wie sie nichts mehr zu essen hatten. Ruchira gelang es, 500 Mahlzeiten zu organisieren. Hilferufe aus

anderen Städten, in denen Apne Aap aktiv ist, folgten. Gemeinsam mit UnterstützerInnen rief Gupta 1 Million Meals ins Leben, das sich inzwischen auf fünf und dann acht Millionen Mahlzeiten ausgeweitet hat. Internationale Zeitungen berichteten dank Guptas großem Netzwerk. Gupta hatte vor der Gründung von Apne Aap in Indien für USAID Pläne gegen Menschenhandel ausgearbeitet, für zahlreiche asiatische Länder, für den Kosovo.

2002 war sie nach Indien zurückgekehrt und schloss an dem an, was sie nie losgelassen hatte: Die Gespräche mit prostituierten Frauen, die sie in den 1990er Jahren für ihren Dokumentarfilm über aus Nepal in die indische Prostitution gehandelte Mädchen geführt hatte. Mit 22 Frauen aus der Prostitution gründete sie eine Selbsthilfeorganisation, die heute die weltweit größte ihrer Art ist. Der Fokus von Apne Aap Women Worldwide liegt auf der Hilfe zur Selbstermächtigung der „Last Girls“. – Eigentlich. Denn nun geht es ums nackte Überleben von 10.000 Opfern von Sexhandel, die Apne Aap betreut: 2.500 Frauen, 7.500 Kinder. Jetzt, während der Corona-Pandemie, ist das Credo von Apne Aap Women Worldwide: *What we try is to give them the hope to continue. For survival.*

Die erste Covid-19 Erkrankung in Indien wurde am 30. Jänner 2020 registriert, unmittelbar nach dem Staatsbesuch von Brasiliens Präsidenten Jair Bolsonaro, dem „Covid-Leugner und Wald-Fresser“, wie ihn die indische Schriftstellerin Arundhati Roy nennt. Roy in ihrem Artikel in der Financial Times vom 30. April 2020: „Es gab zu viel zu tun, um sich um Corona zu kümmern.“ – Denn es folgte der Staatsbesuch des amerikanischen Präsidenten Donald Trump vor einer Million Menschen in einem Stadion in Gujarat, außerdem fanden die Wahlen zum Regionalparlament in Delhi statt, bei denen Modis ultrareligiöse nationalistische Partei BJP eine herbe Niederlage einstecken musste, was aufgebrachte extremistische Hindus dazu veranlasste, Moslems anzugreifen, Häuser, Geschäfte, Schulen zu zerstören, gedeckt von der Polizei. Flüchtlinge suchten auf Friedhöfen Unterschlupf. Am 11. März erklärte die WHO Corona zur Pandemie, zwei Tage später erklärte das indische Gesundheitsministerium, Corona sei kein Gesundheitsnotfall. Am 19. März wandte sich erstmals der Premierminister an die Nation und mahnte zur sozialen Distanz. Bis dahin exportierte Indien Schutzausrüstung und Beatmungsgeräte, statt sie für das Gesundheitspersonal und die Krankenhäuser im eigenen Land bereitzustellen. Indiens Krankenhäuser verfügen über nur 70.000 Intensivbetten, das ist doppelt so viel wie in Deutschland bei einer 15 mal größeren Bevölkerung. Indiens Gesundheitssystem zählt zu den am meisten privatisierten der Welt, während sich die Habenichtse keine wie auch immer geartete medizinische Versorgung leisten können und Menschen aus der Mittelschicht aufgrund von Krankheiten in die Armut stürzen, lockt der Medizinsektor in Kooperation mit dem Tourismussektor PatientInnen aus den USA und Europa für Operationen oder reproduktive Behandlungen in Kliniken, die gleichzeitig Fünf-Sterne-Hotels sind. (Dinesh C. Sharma: 2014). Erzählungen, dass verwilderte Hunde in Krankenhäuser eindringen und sich Babys schnappen oder Ratten Neugeborene verstümmeln oder töten,

sind keine erfundenen Gruselgeschichten, indische Zeitungen berichten immer wieder darüber. Öffentliche Krankenhäuser sind massiv überfordert, es fehlt an elementaren Hygienestandards. Die Berichte von an Covid-19 Erkrankten oder ihren Angehörigen bestätigen die durch die Privatisierung entstandene Kluft: Während die einen vor einem „guten“ Krankenhaus vergeblich um Aufnahme eines schwer erkrankten Angehörigen flehen, versuchen andere Erkrankte zu fliehen, wenn sie in ein öffentliches Krankenhaus gebracht werden sollen. (Was auf das Gesundheitssystem zutrifft, gilt auch für das Bildungswesen.) Am 24. März um acht Uhr abends verhängte Modi überfallsartig den Lockdown über das ganze Land, nur vier Stunden später trat dieser in Kraft und die Polizei begann zu prügeln. Selbst Züge und Busse waren zu Beginn eingestellt. Der Lockdown in Indien war einer der weltweit striktesten – und abruptesten. Keinerlei Gespräche hatte es im Vorfeld mit RepräsentantInnen des Gesundheitspersonals, des Transportwesens, des informellen Sektors, der StraßenverkäuferInnen, der Scavenger gegeben, „every solution is only police“, so der knappe Kommentar einer Frau. Einige Tage vor dem Lockdown hatte der Premierminister Flugzeuge gen Himmel fliegen lassen, die zur Einstimmung Blütenblätter streuten, während des Lockdowns hob Modi die Moral der Bevölkerung mittels per Video übertragener Yogaübungen. Modi ist ein passionierter Yoga-Fan, er forderte 2014 vor der UN die Einführung eines internationalen Yoga-Tages, Yoga sollte „nicht nur eine Leibesübung für uns sein, sondern eine Methode, sich mit der Welt und der Natur zu verbinden.“ (Welt, 10.11.2014). Eine der ersten Handlungen von Modi nach seiner Amtseinführung 2014 war die Schaffung eines Ministeriums für „AYUSH“ mit einem eigenen Minister für Yoga. Die Abkürzung „AYUSH“ steht für Ayurveda, Yoga und Naturheilkunde, Unani, Siddha und Homöopathie. Das Ministerium hatte einen Maßnahmenkatalog verlautbaren lassen, wie man sich vor dem Corona-Virus schützen könne, der zwar die Ärzteschaft in Rage brachte, sich aber für Menschen eignet, die nichts zum Essen haben: „Wer zum Beispiel drei Tage lang auf leeren Magen eine homöopathische Dosis Arsen einnehme, könne dadurch die Infektion vermeiden. Auch ein übel schmeckendes Ingwerwasser und zwei Tropfen Sesamöl in jedes Nasenloch am Morgen“ seien angeraten, wie am 13. Februar 2020 die Neue Zürcher Zeitung in ihrem Artikel „Indische Quacksalberei in Zeiten der Corona-Panik“ berichtete. Modi rief während des Lockdown die Bevölkerung auf, als Zeichen der Verbundenheit Kerzen und Öllampen zu entzünden. Ein Witz machte die Runde: Ein kleines Kind, das mit einem Mann vor einer Kerze sitzt, beide dürr, fragt: „Kann man das essen?“ Der Meister des Spektakels schuf das Spektakel schlechthin, fasste es Arundhati Roy zusammen, die in New Delhi lebt und mit jenen redete, die aus der Stadt strömten. „Biblische Szenen“ spielten sich ab. Eine schier unglaubliche Menschenmasse, Millionen Wanderarbeiter, durstige, hungrige Männer, Frauen, weinende Kinder, eilten aus den Städten und machten sich zu Fuß auf in ihre Hunderte und Tausende Kilometer weit entfernten Dörfer, „die Karawane der Elenden“, auf 15 bis 30 Millionen wird sie geschätzt. Genau das Gegenteil dessen war eingetreten, was Modi mit Polizeigewalt durchzusetzen gedachte. Millionen hatten mit dem Lockdown automatisch ihre Schlaf- und Wohnstätte verloren, darunter die Bauarbeiter auf den Baustellen, Hausangestellte, Putzfrauen und Köchinnen. Vermieter jagten jene weg, die kein Einkommen mehr hatten. Die allermeisten verfügten weder über Ersparnisse noch über größere Essensvorräte, das kärgliche Einkommen reichte

gerade von Tag zu Tag – wobei das für viele eine Mahlzeit pro Tag bedeutet. Ein moslemischer Tischler sagte Arundhati Roy: „Vielleicht hat niemand Modi, als er das entschieden hat, von uns erzählt. Vielleicht weiß er nicht, dass es uns gibt.“ Erschöpfte Menschen sanken am Wegesrand nieder, mindestens 200 starben. Eine 26jährige Frau brachte unter einem Baum ihr Kind zur Welt – da war sie noch immer 500 Kilometer von ihrem Dorf entfernt. Manche Bundesstaaten schlossen ihre Grenzen und schickten Ankommende wieder zurück. Wanderarbeiter wurden mit Desinfektionsmittel „gegen Corona“ besprüht. Ein Video fand seinen Weg in die Medien: Ein etwa zweijähriger Bub versucht auf einem Bahnhof seine Mutter zu wecken, spielt mit der Decke, mit der sie zugedeckt ist. Sie wacht nicht auf. Er zieht ein Ende der Decke über seinen Kopf. Sie wacht nicht auf. Vier Tage war sie in einem Zug unterwegs, ohne Essen, ohne Wasser. Sie wird nicht mehr aufwachen. Die Eisenbahngesellschaft gibt an, die Frau habe an einer Herz-Kreislauf-Vorerkrankung gelitten. (The Tribune 2020). Ein Kleinkind starb in den Armen seiner Mutter. Sein Vater erzählte einem Journalisten, sie hätten die Eisenbahnbediensteten um Wasser angefleht – vergeblich. 63 Millionen InderInnen haben keinen Zugang zu sauberem Trinkwasser. Es hatte 40 Grad im Schatten. Tabaarak, ein elfjähriger Bub, radelte seine blinde Mutter und seinen Vater, der ein gebrochenes Bein hat, in einem Fahrradanhänger in ihr Dorf: 600 Kilometer, neun Tage lang.

Und doch waren die aus den Städten Strömenden noch jene Menschen, denen es etwas „besser“ ging, die eine Arbeit gehabt hatten, deren Dorf, aus dem sie stammten, noch existierte. Zurück blieben die völlig Mittellosen, Arbeitslosen, Obdachlosen, direkt aus den Krankenhäusern auf die Straße gesetzten Krebskranken – und Frauen in der Prostitution, eingesperrt in winzigen Zimmern, ohne Frischluft, oft ohne Tageslicht, dicht gedrängt.

Im Mai, sechs (!) Wochen nach dem Lockdown, kündigte die Regierung schließlich ein Nothilfeprogramm an: fünf Kilogramm Getreide und ein Kilogramm Kichererbsen für jede gestrandete Familie im Monat. Viel zu spät, viel zu wenig: In Indien erhalten bedürftige Haushalte normalerweise – sofern sie eine Bezugskarte vorweisen können – über das Public Distribution System (PDS) pro Monat 35 Kilogramm Getreide, in der Regel Reis und Weizen, zu einem symbolischen Preis. Das entspricht in etwa zwei Drittel der benötigten monatlichen Getreidemenge für eine fünfköpfige Familie. Laut Ruchira Gupta war genau dieses Ernährungsprogramm für die Ärmsten während des Lockdowns „geschlossen“ worden. Was an Hilfe fehlte und fehlt, setzte es an Repressalien: Polizisten sperrten Kinder, die während der nächtlichen totalen Ausgangssperre gesichtet wurden, in Hundekäfige oder ließen sie untertags zur Strafe in der prallen Sonne sitzen.

Die drei Männer, die sich jedenfalls zu Beginn der Pandemie in Indien die Hände gereicht haben, stehen an der Spitze der drei Länder mit den meisten Covid-19 Erkrankten. Indien verzeichnet den schnellsten Zuwachs an Neuinfektionen weltweit. *Ego groß, Virus groß* urteilte die renommierte Wirtschaftswissenschaftlerin Jayati Ghosh über die drei Staatsmänner. (Gosh 2020). Noch im August postete der Abgeordnete von Modis Partei BJP, Sukhbir Singh Jaunapuria, ein Facebook-Video, das ihn in einem Schlammbad sitzend in ein Muschelhorn blasend zeigt, dies würde seine Lungenkapazität erweitern und im Zusammenspiel mit der Nähe zur Natur vor einer Corona-Infektion bewahren: „Gehe nach draußen, werde nass im Regen, setze dich in den Dreck, arbeite auf einem Bauernhof und blase in ein Muschelhorn. Man gewinnt Immunität, wenn man diese Dinge tut.“ (Focus, 18.9.2020)

Inzwischen wurde er positiv getestet. Indien wird mittlerweile als „Sonderfall in Asien“ bezeichnet, bezogen auf die Infektionen pro eine Million Einwohner hat Indien 2,3 Mal mehr Fälle als Pakistan und 21,5 Mal mehr als Sri Lanka. Modi verweist auf die geringen Sterbefälle. Doch in Indien werden nur 85 Prozent aller Todesfälle überhaupt registriert, nur bei einem Fünftel wird auch eine Todesursache bescheinigt. Selbst in der Hauptstadt wird bei einem Drittel der Toten kein Totenschein ausgestellt. Experten machen den brutalen Lockdown für die hohen Zahlen verantwortlich. (Frankfurter Rundschau, 12.9.2020).

## Das Wohl der Nation

Nur eine Woche nach dem Lockdown ließ Modi die Presse knebeln. Seit März wurden mindestens 55 JournalistInnen angeklagt, das ist die höchste Zahl in allen Demokratien für diesen Zeitabschnitt. (Komireddi 2020). Zu den Eingesperrten gehören der 70jährige Autor Anand Teltumbde, der sich für die Rechte der „Unberührbaren“ einsetzt, die sich selbst Dalit, „Geknechtete“, „Unterdrückte“, „Geschundene“ nennen. Ihm wird mit zehn anderen die Planung eines Mordkomplotts gegen Modi vorgeworfen. Ein weiterer der angeklagten „Verschwörer“ ist der 81jährige Dichter Varavara Rao, der deswegen bereits zwei Jahre im Gefängnis sitzt. Fake-Anklagen sind in Indien gängige Praxis. Die Anschuldigungen sind oft derart an den Haaren herbeigezogen, dass in Folge sämtliche fallengelassen werden – allerdings kann das Jahre dauern. Weitere Repression seit dem Wirken von Narendra Modi: Der 12-Stunden-Tag ist nun legal. Und dies vor dem Hintergrund, dass 36 Prozent der Frauen und 43 Prozent der Kinder unterernährt sind, das ist der höchste Wert weltweit und damit höher als im Afrika südlich der Sahara. Die Hälfte der Bevölkerung verfügt über keine Toiletten. Die dritthäufigste Todesursache bei Kindern sind Durchfallerkrankungen. Die Gegensätze sind extrem: Seit zwei Dekaden wächst das Bruttoinlandprodukt rasant – oder vielmehr rasend. Zwar kann Indien weniger Milliarden als China aufbieten, dafür aber sind sie reicher, sie kontrollieren einen Besitz im Wert von mehr als einem Fünftel des BIP. Indien ist der weltweit größte Importeur von Gold, 2011/12 beliefen sich die Importe auf etwa drei Prozent des BIP. Gold- und Edelsteinimporte sind zollfrei. Die Ausplünderung der Natur durch Großkonzerne verschlimmert die Versorgung mit Trinkwasser. (DW 2018). Indiens Militärausgaben entsprechen der Summe aller Programme gegen die Armut. (Anderson 2014:162). Das Nachbarland Bangladesch, das ehemalige Ostbengalen, liegt, bei einem nur halb so großen Pro-Kopf-Einkommen, in fast allen Sozialindikatoren voran: Die Kindersterblichkeit ist um ein Viertel niedriger, die Lebenserwartung mit 69 Jahren um vier Jahre höher, die Säuglingssterblichkeit niedriger, die Impfrate bei Kindern sowie die Erwerbstätigkeit und Alphabetisierungsrate von Frauen höher. Frauen ist im Parlament eine festgelegte Quote garantiert, im indischen Parlament hingegen konnte seit bald einem Jahrzehnt die Women's Reservation Bill nicht durchgebracht werden. (Drèze 2014, 62ff., Sen 2015) Dass es auch in Indien anders ginge, zeigen die Bundesstaaten Kerala, Himachal Pradesh und Tamil Nadu. Sie schlugen den Weg universalistischer Sozialsysteme ein, teils unter dem Druck sozialer Bewegungen, teils als elementaren Bestandteil linker Politik, dies schlägt sich in höherer Lebenserwartung, höherer Alphabetisierung, besserer Gesundheit nieder. (Drèze 2014:91ff).

## Kastenwesen und Verfassung

Zahlreiche KritikerInnen sehen in Narendra Modi einen Faschisten, der sich mit seiner nationalistischen Bharatiya Janata Party (BJP), „Indische Volkspartei“, daran macht, mit der Demokratie als Maske Indien in einen Hindu-Staat zu verwandeln. Die BJP gilt als der politische Arm der RSS (Rashtriya Swayamsevak Sangh), einer paramilitärischen Organisation, die sich am Nationalsozialismus orientierte, laut BBC „das größte Freiwilligenkorps der Welt“.

So einfältig gefährlich Narendra Modis Kurs während der Corona-Pandemie wirken mag: Das geflissentliche Übersehen der untersten Kasten, dieses so tun, als gäbe es sie gar nicht, ist in der Tat nicht seine Erfindung. Sie gehört zu Indien wie Indien zu den Hippies. Im Gegensatz zu sich gegenseitig bestätigenden Angaben in Wikipedia, internationalen renommierten Zeitschriften, Internetauftritten von Tourismusbetrieben, ja sogar NGOs: Nein, das Kastenwesen wurde in Indien nie abgeschafft. Dass Gegenteiliges eine mediale Wahrheit geworden ist, würde Ambedkar ein bitteres Lachen entlocken: Es ist genau so gekommen, wie er es vorhergesehen hatte. Die indische Verfassung beinhaltet ein Verbot der Diskriminierung aufgrund der Kastenzugehörigkeit, die Abschaffung der Unberührbarkeit sowie spezielle Fördermaßnahmen für „Scheduled Castes“, „Scheduled Tribes“ und „Other Backward Castes“, also alle „gelisteten“ Kasten und Stämme, die als „rückständig“ gelten. Ihnen kommt eine Quote in Bildungswesen, öffentlicher Verwaltung und politischen Vertretung zugute. Der muslimischen Bevölkerung des Landes – die weltweit drittgrößte – wurden eigene Quoten verwehrt. Bereits während der Unabhängigkeitsbewegung hatten Gandhi und Nehru säkulare Muslime, die Kompromisse für ein einiges Indien suchten, vor den Kopf gestoßen, zu ihnen gehörte der Präsident der Muslimliga, Muhammad Ali Jinnah, der spätere säkulare Staatspräsident Pakistans. Gandhi hatte gute Kontakte zur ultrareligiösen Hindu Mahasabha, aus der die BJP hervorgegangen ist. Als das „bis heute schlimmste Erbe der Kolonialherrschaft“ bezeichnet Anderson die Übernahme des First-past-the-post-Wahlsystems, wo die jeweils höchste Stimmenanzahl den Sieger direkt bestimmt und die Pluralität der Bevölkerung in einer monopolistischen Repräsentanz untergeht, eine Gemeinsamkeit mit den USA. Die prinzipielle Gleichheit vor dem Gesetz fand in der Verfassung als Kategorie keinen Eingang, es gab kein einheitliches bürgerliches Recht, im Familienleben waren Hindus und Moslems den Gebräuchen der Religion unterworfen, das betrifft vor allem die ihnen zugerechneten Frauen und Kinder und sie sind es teilweise noch immer, es gab keinen Eingriff in die religiösen Hierarchien des Alltags, der besondere Schutz der Kühe wurde in die Verfassung aufgenommen. Indien war eben gerade NICHT als säkularer Staat ausgerufen worden (Anderson 2014:137); erst Nehrus Tochter Indira Gandhi, die ihrem Vater in militärischer Aggression in nichts nachstand, ließ eine säkularistische Verpflichtung in die Verfassung aufnehmen. (Anderson 2014:147) Zwar gilt als „Schöpfer“ der Verfassung der große Kämpfer für die Rechte der Dalits, Bhimrao Ramji Ambedkar, selbst ein Dalit, der den Vorsitz im Verfassungskomitee innehatte und große Teile der Verfassung schrieb. Aber er war gezwungen worden, selbst die in den dreißiger Jahren durchgesetzten minimalen Sicherungen der politischen Autonomie der Unberührbaren zu streichen. 1951 versuchte er als Justizminister mit der Vorlage der *Hindu Code Bill* die krasserer Formen ehelicher Ungleichheit zu streichen, doch auch in diesem Kampf wurde er von Nehru angesichts des

Aufzucht auf den Parlamentsbänken der Kongresspartei (die sich als Hüterin von Toleranz und Säkularismus versteht) im Stich gelassen, nachdem er es gewagt hatte, die Legende von Krischna und Radha als Emblem der hinduistischen Degradierung der Frau zu bezeichnen. (Anderson 2014:138) Daraufhin trat Ambedkar von seinem Amt zurück. Dass es so und nicht besser kam, hat viel mit Gandhi zu tun: Ambedkar war von Gandhi 1932, als die Kolonialmacht London bereit war, den Unberührbaren eigene Wahllisten zuzugestehen, in die Knie gezwungen worden: Der Mahatma werde bis zum Tode fasten, wenn die Unberührbaren nicht erneut der Hindu-Wählerschaft zugeschlagen würden. Ambedkar gab nach – der Fastentod Gandhis hätte ein Massaker an den Dalits zur Folge gehabt – und bereute dies bis zu seinem Lebensende. Gandhi fürchtete sowohl ein Bündnis zwischen Moslems und Dalits gegen die „Kastenhindus“ als auch um den Hinduismus selbst, inklusive dessen Ruf. Alle drei Punkte wären heute mehr denn je eine Überlegung wert. Eigene Wahllisten für Dalits hätten bestätigt, „dass das Kastenwesen in der Tat – wie seine Kritiker stets behauptet hatten – ein verwerfliches System der Diskriminierung war, das die niedrigsten Schichten der Gesellschaft zu Untermenschen degradierte [...]“. (Anderson 2014: 44). Gandhi betrachtete die Unberührbarkeit als Auswuchs des Hinduismus, dagegen trat er auf, und er schenkte den Unberührbaren die Bezeichnung „Kinder Gottes“ – womit er sie gleichzeitig in den Hinduismus zwang – das Kastenwesen aber betrachtete er als „unabänderliches Naturgesetz“ (Anderson 2014:42), das den Hinduismus „vor seiner Auflösung bewahrt“ habe. Das Kastenwesen ist die Pflicht, den ererbten Beruf anzutreten und in diesem zu bleiben. Ambedkar schrieb 1936, das Kastenwesen sei nicht nur eine Arbeitsteilung, es sei auch eine „Teilung der Arbeitenden“ (Ambedkar 2019:23), eine Teilung, die durch religiöse Tabus, Phobien und Reinheitsgebote in Erz gegossen ist. „Die Literatur der Hindus ist voller Abstammungsgeschichten von Kasten, in denen versucht wird, einer Kaste einen edlen Ursprung und einer anderen Kaste einen unedlen Ursprung zuzuschreiben.“ (Ambedkar 2019:32) „Eine Kaste hat kein Empfinden dafür, dass sie mit anderen Kasten verbunden ist, außer wenn es zu Auseinandersetzungen zwischen Hindus und Muslims kommt.“ (Ambedkar 2019:30). An dieser Stelle sei daran erinnert, was den Dalit alles nicht erlaubt war: Hemd tragen, Sandalen tragen, Schnurrbart tragen, Fahrrad fahren, mit Schuhen durch das Dorf gehen, sich in Anwesenheit eines Kastenhindus auf einen Sessel setzen, eine Frau aus einer höheren Kaste ansprechen, manche mussten einen Besen um die Hüfte tragen, um den durch ihre Füße verschmutzte Staub wegzukehren, und einen Spucknapf um den Hals, damit ihr Speichel nicht den Boden verunreinige. Verboten war ihnen auch, Lohn für Arbeit zu verlangen, sie mussten für sie hinterlegtes übrig gebliebenes Essen und abgetragene Kleidung als Bezahlung annehmen, sie erhielten mittels Bettelschalen das „Recht“ zu betteln. In manchen Gebieten wurde den Dalit-Frauen sogar eine Steuer für die Bedeckung der Brust abverlangt. Aktuelle Fälle, die der in Mumbai lebende Dokumentarfilmer Sudharak Olwe mit seiner Kamera „als Waffe“ erzählt, bestätigen die klarsichtige Analyse von Ambedkar: Das Kastenwesen werde intakt bleiben, wenn nicht der Hinduismus an sich zum Gegenstand der Debatte wird. Sagar Shejwal, ein siebzehnjähriger Jugendlicher, Dalit, wird von Männern einer höheren Kaste zu Tode geprügelt. Stein des Anstoßes: Auf seinem Handy läutete ein Klingelton zu Ehren von Ambedkar. Eine Frau, Dalit, erleidet das gleiche Schicksal: Sie hatte mehr Lohn für ihre Arbeit verlangt, der ihr rechtmäßig

zugestanden wäre. Ein Mädchen berichtet, wie ein Kind, Dalit, ins Wasser fiel und ertrank: Niemand wollte es berühren, um nicht unrein zu werden. (Konferenzreport, Den Haag, 2006). Im 21. Jahrhundert lehnen drei Viertel der Inder insgesamt und die Hälfte der höher Gebildeten kastenübergreifende Ehen ab. (Anderson 2014:155). Wenn zum Pflagenotstand in Indien berichtet wird, wie 2017 in der Deutschen Welle: „In Indien wolle niemand andere Menschen waschen oder gar pflegen. Das sei mit der Kultur des Landes schwer vereinbar“, dann verschleiert der im Westen nur zu gern gebrauchte Begriff „Kultur“, worum es wirklich geht.

Nehru, Indiens erster Ministerpräsident, war zwar säkular, aber ein quasireligiöser Anhänger des während der Unabhängigkeitsbewegung verbreiteten Mythos, Indien habe bereits vor der Kolonialisierung als Einheit bestanden. Die traditionelle Geringschätzung der Geschichtsschreibung – die Lehre vom Karma lehnt Historiographie ab – war dafür nützlich und ist es noch. Diese „Einheit“ liefert die Basis für die unfassbarsten Gräueltaten gegen die indigene Bevölkerung, wobei private, aber auch staatliche Großkonzerne, Paramilitärs und Sicherheitskräfte Hand in Hand arbeiten. Sie ist eine Fortführung der kolonialen Unterwerfung, basierend auf zahlreichen von der Kolonialmacht übernommenen Befugnisse für Militär und Sicherheitskräfte, dazu zählt der 1958 wieder eingesetzte Armed Forces (Special Powers) Act (AFSPA), der die sofortige Tötung erlaubt, wenn jemand in einer Gruppe von fünf oder mehr Menschen angetroffen wird, falls solche Gruppenbildung verboten worden war, mit dem zusätzlichen Verbot aller rechtlichen Schritte gegen „irgendwelche Personen hinsichtlich irgendwelcher Handlungen oder angeblicher Handlungen bei der Ausübung der durch diese Anordnung übertragenen Macht“, falls die Zentralregierung diesen rechtlichen Schritten nicht zustimme. (Anderson: 124, 168) Von ihm wird überall dort Gebrauch gemacht, wo jemand im Weg steht, seien es nun Indigene oder moslemische Nomaden in Kaschmir. Bereits in den dreißiger Jahren hatten sich Indigene organisiert, sie nennen sich „Adivasi“, „erste Siedler“. Sie zählen rund 100 Millionen, knapp 700 Völker sind als „Scheduled Tribes“ anerkannt. In Indien lebt die weltweit größte indigene Bevölkerung. 1993 trafen sich zum ersten Mal Adivasi-Vertreter aus allen Regionen Indiens in New Delhi und gründeten den Indischen Adivasi-Rat, inzwischen ist die ICITP (Indian Confederation of Indigenous and Tribal Peoples) international als Dachorganisation der Adivasi anerkannt. Die Forderungen umfassen das Selbstbestimmungsrecht, Besitz- und Nutzungsrechte an Naturressourcen, eine den eigenen Bedürfnissen gemäße Entwicklung und die Anerkennung der scheduled tribes als indigene Völker im Sinne des Internationalen Rechts durch die Regierung. Die Regierung lehnt die Bezeichnung „Adivasi“ sowie internationale Definitionen von Indigenität ab, denn: „all Indians are Indigenous.“ (Cultural Survival 2016:1) Die als rückständige Wilde dargestellten Adivasi werden von ihrem Land vertrieben, wann immer es beliebt, neuerdings zum „Schutz der Natur“, auf ihrem Land werden „Naturschutzgebiete“ angelegt, darin sich Touristenattraktionen finden, Hotels, etc.

Zwischen Adivasi und Dalits besteht in der Tat eine Verbindung: Die versklavten Adivasi, die dunkelhäutigen Waldbewohner, waren im Zuge der Eroberung durch hinduistische Stämme zu „Unberührbaren“ geworden, die Veden berichten davon. Adivasi und Dalit machen rund ein Viertel der indischen Bevölkerung aus.

Als am Last Girl First Congress Soni Sori, eine Adivasi, ihre Stimme erhob und erzählte, was ihr widerfahren war, begannen die dunkelhäutigen indischen Frauen und Mädchen im Konferenzsaal zu weinen, während wir alle, die wir auf die englische Dolmetschung angewiesen waren, wie benommen verharrten. Sori war 2011 von Polizisten unter der (später fallen gelassenen) Anschuldigung, sie sei Maoistin, verhaftet und gefoltert worden: ihr wurden Steine in die Vagina und in den Anus getrieben. Sie überlebte, weil es ihr aus dem Gefängnis heraus gelungen war, eine Hilfsorganisation in Delhi zu verständigen, die eine Notoperation in die Wege leiten konnte. Später wurde sie mit ätzender Säure attackiert. Sie gilt als „Furchtlose“, die sich nicht einschüchtern lassen will: „If they are successful in silencing me, they would show me as an example to silence everyone else.“ (BBC Hindi, 22.3.2016) Es sind ausgerechnet Frauen, die oft an der Spitze der Bewegung um Landrechte stehen. Zu ihnen zählt die Journalistin Dayamani Barla aus Jharkand, eine Adivasi. Sie war ein Schulkind, als ihr Vater von seinem Land vertrieben wurde. Ihre Eltern fanden als Diensthöfen Arbeit – in verschiedenen Städten. Barla schlief während ihres Journalistikstudiums teilweise in Bahnhöfen. Bekannt wurde sie als Aktivistin gegen das geplante Stahlwerk von Arcelor Mittal, das die Vertreibung von vierzig Dörfern bedeuten würde. Trotz illegaler Landaneignung hatte die BJP-geführte Regierung von Jharkand das Bauprojekt bewilligt. 2017 aber entschied das Umweltministerium dagegen. Ein gewaltiger Sieg für die Adivasi, der die Hoffnung nährt, das Umweltministerium würde seine Praxis, dass die Antragsteller um Baugenehmigung ihre eigene Genehmigung schreiben, nachhaltig ändern.

## Asifa

Im April 2018 ging ein Video auf Youtube online, das sich auf eine Meldung von Outlook India bezieht: Die indischen Pornoseiten sind mit Suchanfragen nach „Asifa“ überschwemmt worden. Das achtjährige Mädchen Asifa ist im Jänner 2017 von einem Hindupriester, einem ehemaligen Regierungsbeamten, Polizisten und weiteren Hindus entführt und über fünf Tage in einem Hindutempel vergewaltigt worden. Als die Leiche des Mädchens in einer Blutlache gefunden wurde, waren ihre Beine gebrochen und ihr Schädel mit einem Stein eingeschlagen. Die sieben Angeklagten waren allesamt höherkastige Hindus, das Opfer Angehörige moslemischer Nomaden, der Bakerwal, die das Pogrom von 1947 überlebt hatten, als 237.000 muslimische Frauen, Kinder und Männer von Hindus, angeführt von der faschistischen RSS, systematisch ermordet worden waren. Seit Jahrhunderten lassen die Bakerwal ihre Schafe und Pferde im Himalayagebiet in Kaschmir weiden. Seit 2015 sind sie wiederkehrenden Vertreibungsmanövern ausgesetzt. Talib Hussein, derjenige Bakerwal mit der höchsten Bildung und Landrechtsaktivist, schaltete die Medien ein. Sieben Hindus wurden festgenommen. Da organisierten Hindus Demos, an denen zwei BJP Minister teilnahmen. Sie forderten die Freilassung der Angeklagten und hetzten gegen die moslemischen Nomaden. Minister Choudhury Lal Singh von der BJP rief in seiner Rede auf der Demonstration: „So what if this girl has died? Many girls die very day.“ (Youtube 21.4.2018) Es war derselbe Minister, der 2016 den Bakerwal mit der Wiederholung des 1947-Massaker gedroht hatte.

In jenem Distrikt, in dem Asifa von höherkastigen Hindus bestialisch ermordet worden war, soll ein Dorf mit 204 Gujjar

Familien weichen. Der Standort ist für das neue All India Institute of Medical Sciences auserkoren worden. Das Gebiet ist nicht hochwassersicher.

## Und hast du kein Papier, so bist du nicht

Modi hat viel vor. Er plant eine weitere Liberalisierung der Wirtschaft, zusätzlich zu den bereits 1991 bis 1993 auf Druck des IWF erfolgten „Strukturanpassungsprogrammen“. Ich frage mich: Hat der IWF je irgendwo auf der Welt die Reduktion von Militärausgaben zugunsten von Sozialprogrammen verlangt? Des Weiteren plant Modi ein neues Staatsbürgergesetz, das Moslems bei der Einbürgerung diskriminiert, und ein neues Bürgerverzeichnis: Alle Inder sollen im Zuge eines neuen Bürgerverzeichnisses beweisen, dass ihre Vorfahren tatsächlich aus Indien stammen und sie keine illegalen Einwanderer sind. Diese Kombination droht Millionen Moslems in die Illegalität zu drängen. In Delhi organisierten muslimische Frauen ab Dezember 2019 groß angelegte Sitzstreiks, ganze Straßenzüge legten sie lahm, Geschäfte mussten schließen. Der Oberste Gerichtshof (in Indien eine der standhafteren Säulen der Demokratie) untersagte der Polizei die Räumung. Dann wurde der Lockdown verhängt. Bereits jetzt sind die Ärmsten mit ihrer Nichtexistenz am Papier konfrontiert: Wollen sich Dalit oder Adivasi registrieren lassen, werden sie von den Behörden weggejagt. Damit werden ihnen auch Wahlkarten, Lebensmittelzugskarten, Schuleinschreibungen verweigert. Angesichts dieser Behördenwillkür – in der Regel handelt es sich bei Beamten, wie auch bei Lehrern, um höherkastige Hindus – hat die 2002 gegründete Selbsthilfegruppe Apne Aap Women Worldwide das Erlangen von Dokumenten von Anfang an in ihre 10 x 10 Ziele aufgenommen: 10 Mädchen helfen sich gegenseitig zehn Ziele zu erreichen, darunter: sicherer Ort, Bildung, Selbstvertrauen (vor einer Gruppe eine Rede halten, Artikel schreiben), politische Partizipation (Petitionen, Gespräche mit Regierungsvertretern), Dokumente erlangen, Bankkonto eröffnen, lernen, wie eine Anzeige bei der Polizei aussehen muss.

## Vorbild Indien?

Wenn nun Indiens Verfassung als „eine der weltweit besten“ bezeichnet und nachgerade als multikulturelles Vorbild empfohlen wird, hat dies mehr mit dem Wesen multikultureller bzw. kulturrelativistischer Theorien zu tun als mit der indischen Verfassung. Das Prinzip der Quoten für „Scheduled Castes“ hat zwar einigen Kasten durchaus geholfen, aber die Kasten nicht aufgelöst, sondern sie verfestigt. In den letzten Jahren nahm ein Karussell der Identitätspolitik Fahrt auf, indem sich bessergestellte, aber im Zuge der Globalisierung ins Hintertreffen geratene Kasten wie etwa jene mit Landbesitz nicht scheuen, für die Anerkennung ihrer „Rückständigkeit“ unter großer medialer Aufmerksamkeit erfolgreich zu demonstrieren. Während es ihnen gelingt, in den Genuss von Quoten zu kommen, verhungern landlose Adivasi zu Dutzenden. Die breite Masse von Indiens Landlosen sind vertriebene Adivasi und verelendete Dalit. Wie kann es sein, dass Hippies gerade Indien als ihren spirituellen Sehnsuchtsort auserkoren hatten? An diesem Punkt sei angemerkt, dass Gandhis Glaube, wie Kathryn Tidricks in ihrem 2006 erschienenen Buch „Gandhi: A Political and Spiritual Life“ zeigt, auf einer Mischung

aus Hindu-Orthodoxie, spätviktorianischem Mystizismus der Protofaschistin und wüsten Antisemitin Madame Blavatsky, der Theosophie, spiritistischen Techniken, der Esoteric Christian Union und Ekel vor Sexualität gründete. Gandhi verabscheute den Sozialismus, das Eigentumsrecht war ihm heilig. Als während der Unabhängigkeitsbewegung Arbeiterunruhen aufflackerten, erstickte er sie, indem er die zuvor ausgerufene „Nichtkooperation“ mit den Briten abrupt für beendet erklärte: „In Indien wollen wir keine politischen Streiks.“ (Anderson 2014:38). Pächtern am Land riet er, lieber Ungerechtigkeiten zu erleiden, als Zwietracht zwischen Grundbesitzern und Pächtern zu säen. Sein Nachfolger Nehru ließ nach der Unabhängigkeit im ganzen Land kommunistische Führer ohne Verfahren ins Gefängnis werfen. In die Verfassung wurde ein Privileg der Kolonialmacht geschrieben, das nun als Artikel 356 erlaubt, in Bundesstaaten die Präsidialregierung zu verhängen. Alleine bis 1987 hatte so die Zentralregierung 75 mal die Macht an sich gerissen, in buchstäblich jedem indischen Staat, alleine in Kerala, wo immer wieder eine kommunistische Regierung gewählt wurde, fünfmal. (Anderson 2014:110). Konnte der „Exportartikel Gandhi“ derart erfolgreich werden, weil es ein bisschen um Frieden und Geduld, aber vor allem um das Zulassen immenser Ungerechtigkeit bei gleichzeitiger Negierung derselben ging? Liegt der Erfolg vielleicht auch darin, dass im Kalten Krieg die Verunmöglichung einer geeinten ArbeiterInnenklasse durch vier Hauptkassen und weitere 4000 bis 7000 Unterkassen gelegen kam? Im zentralindischen Dschungel reicht ein Bubikopf, um von Sicherheitskräften oder Paramilitärs erschossen zu werden, da diese Frisur unter Maoistinnen bzw. Naxaliten auch vorkommt. Arundhati Roy jedenfalls sieht eine Mitverantwortung des Westens, sie verwehrt sich auch gegen die Bezeichnung „Aktivistin“: „Man scheint die Definition immer enger zu fassen, und so ist jemand, der politisch schreibt, plötzlich kein Schriftsteller mehr, sondern ein Aktivist. [...] Was geschieht hier, welcher Platz wird der Literatur hier zugewiesen?“, fragte Roy beim Literaturfestival in Berlin 2017, wo sie ihren neuen Roman „Das Ministerium des äußersten Glücks“ vorstellte – ihren ersten Roman seit „Der Gott der kleinen Dinge“ vor zwanzig Jahren. Schreiben sei unweigerlich politisch, das könne man sich nicht aussuchen. „Die Politik tritt dir die Tür ein.“ Für kritische Intellektuelle sei es in Indien mittlerweile sehr gefährlich. (Peschel 2017). Ihr neuer Roman wird manchmal als magischer Realismus gelesen – Roy antwortet darauf: „Nur weil es nicht deine Realität ist, ist sie noch lange nicht magisch.“ (Der Tagesspiegel, 11.9.2017). Seit 1947 habe es nicht einen einzigen Tag gegeben, an dem die indische Armee nicht im sogenannten eigenen Land aktiv gewesen wäre. Die territoriale Integrität Indiens in Frage zu stellen, ist eine strafbare Handlung – das war schon lange vor dem Aufstieg der BJP so. (Anderson 2014:175). Anderson zeichnet in „Die indische Ideologie“ akribisch die militärische Expansion Indiens nach. Der Kaschmir-„Konflikt“ basiert auf der Einverleibung des größten Fürstenstaates durch Betrug und Gewalt. Als Indien und Pakistan unabhängig wurden, hatten es die Briten den 560 Fürstenstaaten freigestellt, selbst über ihren Status zu entscheiden, das betraf eine Fläche von zwei Fünftel des Subkontinents. In Kaschmir hatte sich unter dem Lehrer Sheikh Abdullah die Muslim-Konferenz gebildet und 1944, bereits als Nationalkonferenz, ein soziales Programm verabschiedet, das von Kommunisten entworfen worden war und ein unabhängiges Kaschmir zum Ziel hatte. Die militärische Intervention Indiens folgte, untermauert von einem gefälschten Dokument, das Indien ein halbes Jahrhundert später vorlegte...

(Anderson 2014:82ff.). 2010 begab sich Roy, wie zuvor schon der schwedische Schriftsteller Jan Myrdal, in die verbotenen Bezirke der Dandakaranya-Wälder in Zentralindien und hörte sich an, was die GuerillakämpferInnen zu sagen haben. Im 2010 erschienenen „Walking with the Comrades“ schreibt sie darüber. Die meisten der dutzenden Millionen Binnenvertriebenen sind Indigene, alleine mehr als 30 Millionen aufgrund des Baus von Staudämmen. Roy kritisiert den „Gandhianischen frommen Humbug“ und seine Vorstellung von ‚Treuhänderschaft‘: ‚Der reiche Mann wird den Besitz seines Reichtums behalten, von dem er das verbrauchen wird, was er vernünftigerweise für seine persönlichen Bedürfnisse benötigt, und wird als Vormund für das Übrige fungieren, um es für das Wohl der Allgemeinheit einzusetzen.‘, (zitiert in Roy 2010). Roy formuliert Fragen, die sich mir nach meiner Ankunft am Flughafen in New Delhi zum Last Girl First Kongress als dunkles Gefühl aufdrängten. Auf dem Weg zum Konferenzzentrum musste der Taxifahrer bei Rot halten. Am Straßenrand eine Frau, sie streckt eine Hand den Autos entgegen, in ihrem Arm ein Kind. Sie bettelte um Wasser für ihr Baby. Ich starrte und starrte, während meine kleine Tochter sicher bei ihrem Vater in Wien war, und manchmal denke ich, ich starre noch immer: Wie nur kann man in Indien nicht sehen, was nicht zu übersehen ist?

Ich habe den Eindruck, dass seit zwei oder drei Jahrzehnten anstelle des Mutes – und der ihm vorausgehenden Gedankenarbeit – der Solidarisierung mit den Bedrängten eine akademisch verbrämte diffuse Vorstellung von Toleranz getreten ist, die sich gerade dadurch auszeichnet, dass man vorbeischaute statt hinschaute. Menschenrecht wird bei Bedarf durch religiöse WERTvorstellungen relativiert. Indien war das erste Land, dass die Satanischen Verse von Salman Rushdie verboten hat. Anderson nennt den Hauptzug der indischen Politik „rivalisierende Desäkularisierung“ (S. 151), wo der Vorteil nur bei der BJP liegen konnte. Seit Jahren werden Moslems gelyncht – für die Lynchmorde genügt der VERDACHT, eine Kuh getötet zu haben. Dies passierte bereits den meist in Armut lebenden moslemischen Bauern im Kaschmir der 1920er unter der obskurantistischen Tyrannei eines Hindu-Fürsten: Auf die Tötung einer Kuh stand die Todesstrafe. Die Beschwörung, dass dies alles gar nichts mit der Kongresspartei und den Galionsfiguren der Unabhängigkeitsbewegung zu tun habe, ist falsch. Wer Modis BJP entgegentreten will, müsste bereit sein, sakrosankte Mythen anzukratzen. In Indien selbst kann dies das Todesurteil bedeuten. Umso mehr würde es Intellektuellen im Westen anstehen, von ihren Freiheitsrechten Gebrauch zu machen. Im Unterschied zu Roy – und anderen – sieht aber Anderson mangels „Revanchismus“ und „Arbeiterbewegung“ keine faschistische Gefahr. Faschismus war jedoch immer eng mit Obskurantismus (und technologischem Machbarkeitswahn!) verbunden, beides Grundlagen der Menschenverachtung und Zerstörung des Lebendigen, beides müsste in politische Analysen einfließen. Roy vergleicht die auf den Prinzipien des politischen Hinduismus basierenden RSS-Shakas und deren erzieherischen Arm, die Saraswati Shishu Mandir oder Vidya Bharati (Vidya Bharati Akhil Bharatiya Shiksha Sansthan), eines der größten indischen privaten Schulnetzwerke (!) mit den Rekrutierungsstätten für den Jihad. In Gujarat, wo ein organisierter Mob 2002 ein Pogrom gegen die moslemische Bevölkerung, allen voran an Frauen, verübte, waren „die Polizei, die Regierung und die politischen Kader auf jeder Ebene systematisch unterwandert [worden]“. (Roy 2002:318) Beide, der politische Hinduismus und der politische Islam, richten sich mit Leidenschaft gegen die

Aufklärung. Alleine seit 2013 haben rechtsextreme Hindus vier angesehene RationalistInnen ermordet: 2013 Narendra Dabholkar, Mitbegründer der Organisation gegen Aberglauben *antisuperstition*, er forderte die Abschaffung der Jat Panchayat, der auf dem Kastenwesen basierten lokalen Gerichtsbarkeit. *Antisuperstition* unterzieht all jene seit den 1980ern wieder aufblühenden und im Westen erblühenden „indischen Weisheiten“ wie der Ausrichtung der Architektur gemäß der Vastushastra der Ratio. 2015 Govind Pansare, kommunistischer Politiker, der sich für kastenübergreifende Ehen einsetzte, und M.M. Kalburgi, ehemaliger Vize-Rektor der Hampi Universität. 2017 Gauri Lankesh, von der BBC genannt als „the most high-profile journalist murdered in recent years“ (BBC 6.9.2017) und von Hindufaschisten als „Schlampe“ bezeichnet. Wenn es ihr dienlich ist, überfliegt die RSS Kastenschränken: Der amtierende Präsident Indiens Ram Nath Kovind ist ein Dalit – und Mitglied der RSS. Narendra Dabholkar war bemüht, nur gegen kriminelle Machenschaften im Namen der Religion, aber nicht gegen Religion aufzutreten. Ein im Exil lebender Aktivist gegen Pseudowissenschaft suchte ihn zu bewegen, Indien zu verlassen. Rechte Hindus hatten zur Verteidigung der Jat Panchayat aufgerufen, die immer wieder für Lynchmorde verantwortlich sind. Dabholkars Beispiel zeigt, dass es für diejenigen, die den Planeten hinter die Aufklärung schieben wollen, belanglos ist, ob die Kritik vor der Religion Halt macht oder nicht. Eine konsequente internationale Religionskritik würde den antifaschistischen Kräften in Indien mehr nützen und dem Faschismus konsequenter entgegentreten als ein „lahmer Säkularismus“ (Anderson), der seinen fehlenden Mut hinter multikultureller Toleranz verbirgt – oder, wie es die österreichische Kabarettistin Lisa Eckhart formuliert, zu bequem ist, um sich überhaupt für sein Gegenüber zu interessieren.

### The Last Girl: unsichtbare Scavenger, glorifizierte Jogini

Die grausamsten Formen der generationenübergreifenden Unterdrückung als Folge des indischen Kastenwesens erleiden die Jogini, auch Devadasi genannt, und die Scavenger. Beides ist mittlerweile per Gesetz verboten, doch werden diese „Dienste“ nach wie vor in Anspruch genommen, im letzteren Fall ist der größte Nutznießer die indische Eisenbahngesellschaft.

Jogini sind Mädchen, die dem Tempel geweiht werden. Für die Opferung soll Yellamma, die Göttin der Fruchtbarkeit, Glück und Segen über die Familie, das ganze Dorf und natürlich das Mädchen selbst bringen, oder jemandes Krankheit heilen, sowie ganz allgemein jedwedes Unglück abwenden. Mitunter heißt es, ein Mädchen, das sich in irgendeiner Weise auffällig verhält, sei von Yellamma besessen und könnte nur durch eine Weihung an dieselbe von dieser geheilt werden. Ein großes Fest zu ihren Ehren wird gefeiert, das Mädchen fühlt sich wie eine Prinzessin. Dann hat der höchste Tempelpriester das Recht auf sie. Nach ihm die Persönlichkeiten des Dorfes, also die höherkastigen Hindus. Nach ihnen alle Männer. Die Mädchen werden im Alter von 11 bis 13 Jahren geopfert, manchmal auch als fünfjährige. Laut der religiösen Tradition dürfen Joginis nicht heiraten, aber allen Männern zur Verfügung stehen, was ihre Kinder schutzlos macht, ihre Mädchen werden die nächsten Joginis. Es handelt sich also um intergenerationelle Prostitution, sie trifft zu 90 Prozent die Mädchen der Dalits, ihre Zahl wird auf 80.000 geschätzt. Sie verkörpern als Tempeldienerinnen das weibliche Prinzip im

sakralen Raum-Zeit-Gefüge, Männer können sich in der sexuellen Begegnung mit göttlicher Energie aufladen. Die Hindu-frau hingegen erlangt ihr Shakti, ihre göttlich-weibliche Energie, durch Keuschheit und Hingabe an ihre Familie. Jogini, die zu alt werden – vielleicht, weil sie gerade die Pubertät erreicht haben –, werden von Frauenhändlern in die Bordelle nach Mumbai und andere Städte „vermittelt“. Professorin Vimal Thorat von der National Campaign on Dalit Human Rights, die sich auch für die Publikation von Dichtungen der Dalit-Frauen einsetzt, wettete 2017, beim Zweiten Weltkongress gegen die sexuelle Ausbeutung von Mädchen und Frauen, dem Last Girl First Congress in New Delhi, gegen diese Form sexualisierter Gewalt gegen Mädchen im Namen der Religion. Beim Empfang in der Schwedischen Botschaft nahm sie mich zur Seite und erzählte mir mit gedämpfter Stimme von Ambedkar und Gandhi. Was sie wohl zu den zahlreichen im Westen gezeigten Dokumentarfilmen über die angebliche erotische Macht und Kraft der Devadasi, der „Dienerinnen Gottes“, sagen würde? Das Joginisystem ist aus dem Devadasisystem entstanden. Beide verbindet, dass die Mütter keine wie auch immer definierte Macht haben, ihre eigenen Töchter vor der Prostitution zu bewahren. Warum also diese Verklärung im Westen, kaum lächelt einem eine Fruchtbarkeitsgöttin ins Gesicht? Vielleicht erleichtern Traditionen wie diese auch das Gewissen westlicher Freier?

Scavenger sammeln mit primitivsten Mitteln menschliche Exkremente ein, mit einer Kartonspachtel wird zusammengekratz, in einem Korb am Kopf weggetragen, in der Regenzeit läuft er über. 50 Prozent der Haushalte verfügen über keine Toilette. Offene Defäkation galt im Hinduismus als „rein“, im Haus durfte eine solche Handlung nicht stattfinden. Die Regierung unter Modi startete eine staatliche Kampagne zum Bau von Toiletten, richtete allerdings den Aspekt von der Gesundheit auf die Sicherheit der Frauen: *Bau eine Toilette, damit deine Frau nicht aus dem Haus muss*. Tatsächlich kommt es immer wieder zu sexuellen Übergriffen. Auch schickt es sich für Frauen nicht, bei Tageslicht der Notdurft nachzugehen. Nebst der Verunreinigung von Grundwasser und der damit verbundenen hohen Kindersterblichkeit schädigt auch der Zwang, sich nicht erleichtern zu dürfen. Aber wie in allen Ländern werden auch in Indien die meisten sexuellen Gewalttaten gegen Frauen in ihrem eigenen Heim verübt, ein Thema, das die BJP ebenso geschickt vermeidet wie die FPÖ. Der 1966 geborene Dalit Bezwada Wilson ist einer der Galionsfiguren im Kampf für die Abolition dieses „Monuments der Unberührbarkeit“. Bis zu seinem 18. Geburtstag hatten Wilsons Eltern gewartet, bis sie ihm sagten, dass sie nicht, wie sie es ihm als Kind erzählt hatten, jeden Tag in die nahe gelegene Goldmine zur Arbeit gehen. Wilson lief weg, Stundenlang stand er weinend im Wasser, überlegte, seinem Leben ein Ende zu bereiten. Dann beschloss er zu kämpfen. 1993 wurde als Folge seiner Kampagnen die Errichtung von dry latrines und die Beschäftigung von Scavengern verboten. (Mit Trockenlatrinen sind jene gemeint, die Scavenger bedingen, nicht die umweltschonenden Komposttoiletten. Letztere sind in Indien bekannt, sie stehen auch im Toilettenmuseum in New Delhi). Ein Jahr später gründete Wilson mit Unterstützern die Kampagne „Safai Karmachari Andolan“, die noch immer bitter gebraucht wird. Nach wie vor sind Dalit-Frauen in diesem „ererbten Beruf“ gefangen oder werden von Kastenhindus unter Androhung von Gewalt gegen sie oder ihre Familie wieder hineingetrieben. 98 Prozent dieser Scavenger sind Frauen. Die männlichen Scavenger

werden in der Regel als Kanalaräumer eingesetzt. Sind Kanäle verstopft, müssen sie bis zum Hals hinein. Jedes Jahr sterben rund 600 Scavenger an giftigen Gasen oder ertrinken. Scavenger leiden an sämtlichen Hautkrankheiten und Asthma, Malaria grassiert. Bezwada Wilson in einem Interview über die im Hinduismus herrschenden Begriffe von „rein“ und „unrein“: „Everything is messed up. People say we are unclean, but who has made us unclean? We are cleaners; the person shitting in a dry latrine is the dirty person.“

Die Kinder der Scavenger werden in der Schule gemieden.

Apne Aap bietet mit *The Last Girl First* dem schwächsten Glied in der Kette Schutz. 2007 eröffnete Apne Aap eine Internatsschule für Mädchen in Bihar, ein Meilenstein. *The Last Girl* definiert Apne Aap so: „eine Person, die schwächer ist als der arme Mann einer niedrigen Kaste, denn sie ist weiblich. Sie ist schwächer als die Frau des armen Mannes einer niedrigen Kaste, denn sie ist ein Mädchen und niemand respektiert ihre Wünsche oder Rechte, möge es sich um den Wunsch handeln, nicht verheiratet oder nicht prostituiert zu werden, anzuziehen, was sie anziehen möchte, zu essen, wann sie essen möchte.“ (AAWW 2013-14, Jahresbericht, S. 5). Ein indisches Mädchen hat ein gegenüber Buben 50 Prozent höheres Risiko, in den ersten Lebensjahren zu sterben: Mädchen werden von Geburt an vernachlässigt, erhalten weniger Essen, werden zu schweren Arbeiten herangezogen, Väter weigern sich, für weibliche Kinder ärztliche Hilfe zu holen, Mädchen kollabieren beim Wasserholen. In „Voices of Red Light Despatch“, der von Frauen aus den Rotlichtvierteln für Frauen in den Rotlichtvierteln herausgegebenen Zeitschrift von Apne Aap, beschreibt Mumtaj, Mutter von drei Kindern, wie Vertreibungen auch mitten in den Städten mit den gleichen Mitteln betrieben werden wie gegen die Adivasi im ganzen Land: Schlägertrupps prügeln auf die Ärmsten ein, sekundiert von der Polizei. Die Hütten der Vertriebenen werden dem Erdboden gleichgemacht. Den TagelöhnerInnen bleibt nur die Straße, die Kinder sind schutzlos. Mädchen verschwinden. Vergewaltigte Mädchen werden tot im Teich gefunden. Die Polizei unterlässt nicht nur jede Untersuchung der Vorfälle, sie verweigert sogar die Anzeigen vermisster Kinder. Es sind Kinder, deren Eltern vom Müllsammeln, Rikschaziehen, Betteln leben. Gemeinsam mit anderen gelang Mumtaj die Rettung von Mädchen, sie waren in „Tanzbars“ verschleppt worden. (Red Light Despatch, Jänner 2013).

Eine der beeindruckendsten Frauen bei Apne Aap ist die Mittdreißigerin Fatima Khatoon, Mutter von sechs Kindern. Mit neun Jahren war sie folgendermaßen verheiratet worden: Ob sie bei ihrer Schwiegermutter leben wolle? Sie stimmte zu – unter der Bedingung, dass auch ihre Oma mitkommen dürfe. Im Haus aber lebten auch andere Mädchen, auf „der anderen Seite“, mit denen sie nicht reden durfte. Es graute ihr vor „ihrem“ Mann, der rund dreimal älter war als sie. Sie entdeckte, dass die Mädchen, herausgeputzt, abends rausgehen. Sie wollte das auch tun, wurde ausgelacht, ließ nicht locker, wurde geschimpft. Wenn aber die Mädchen wiederkamen und essen durften, hörte sie sie weinen. „Living in that house used to feel like somebody is grabbing my soul out of me“, sagte sie über ihre Zeit dort. (Gupta 2017). Sie brach das Verbot und begann, wann immer sich die Gelegenheit bot, mit ihnen zu reden. Mit elf Jahren wusste sie, was Prostitution ist. Neugierde hatte sie angetrieben. Mitgefühl trieb sie weiter. Als eines Tages ihre gesamte Familie zu einer Hochzeit aufbrach, befreite sie die prostituierten Frauen. Fatima wurde bestraft, drei

Tage ohne Wasser und Brot eingesperrt. Sie hörte nicht auf. 2005 schloss sich Fatima Apne Aap an und schuf in Forbesganj in Bihar eine Apne Aap Basis. Sie möchte ein Schutzhaus für ältere Frauen aus der Prostitution aufbauen, die keiner mehr will und die kein Wohin und Zurück haben. Ihre eigenen Töchter wurden immer wieder von Menschenhändlern bedroht, die sie daran hindern wollten, zur Schule zu gehen. 2012 konnte sich Fatima von ihrem Mann scheiden lassen. Ihre Familie aus der Nutt Kaste versteht bis heute nicht, was über sie gekommen ist: „Schon immer“ (also zumindest seit der Kolonialisierung durch die Briten) sei Prostitution ihr Lebensunterhalt gewesen – das heißt, die ehemals nomadischen, zwangsweise sesshaft gemachten Männer schickten ihre Frauen und Töchter in die Prostitution. Dass ihre Familie sie nie verstanden habe, bedeutet für Fatima einen doppelten Schmerz: „They used to say that sex work is happening on the other side of the house, why are you worried? You shouldn't meddle with such affairs. Also, that, it doesn't happen with you na? So let it happen with whoever it is happening with.“ Ihre Schwiegermutter besaß fünf aus Nepal und dem Grenzgebiet zu Nepal gehandelte Mädchen, auch drei ihrer eigenen Töchter schickte sie in die Prostitution. Zwei Jahre bevor Fatima Khatoon am Last Girl First Kongress sprach, erhielt sie Todesdrohungen von Menschenhändlern.

2013 waren Überlebende der Prostitution mit Hilfe von Apne Aap maßgeblich an der Einführung des neuen Criminal Law (Amendment) Act 2013 beteiligt, der nun Menschenhandel unter Strafe stellt, alle Beteiligten, vom Händler über den Transporteur über den Bordellbetreiber bis zum Kunden riskieren hohe Strafen. Apne Aap sorgte dafür, dass bereits 2013 mehr als 70 Bordelle geschlossen wurden. (Gupta 2013). Drei Millionen Frauen sind in der Prostitution gefangen, ein Drittel davon sind Mädchen, die meisten im Alter zwischen neun und dreizehn Jahren. Die Vorstöße der Sexindustrie zur Liberalisierung nach deutschem und niederländischem Vorbild parierte Amarjeet Kaur, die Sekretärin des All India Trade Union Congress (AITUC), dem ältesten indischen Gewerkschaftsbund, am Last Girl First Congress mit diesen Worten: „Nur über meine Leiche.“ Ruchira Gupta wird in ihren Reden nicht müde zu betonen, wie sehr sich die Geschichte wiederholt: Immer, wenn ein Problem groß ist und einer mächtigen Gruppe dient, wird es als natürlich und unabwendbar hingestellt. Dies galt für die Sklaverei ebenso wie für den Kolonialismus. Prostitution schädige nicht zuletzt die Männer selbst: „Männer vergessen, wie erotisch eine sexuelle Beziehung auf Augenhöhe sein kann.“ Zu den in die Prostitution verschleppten Mädchen gehören die Adivasi aus Assam. Vor 150 Jahren wurden sie von den Briten aus Zentralindien in die Teeplantagen nach Assam gezwungen. Nach der Unabhängigkeit kamen die Plantagen in Privatbesitz wie TATA und Jindal. Die selbst für indische Verhältnisse extrem niedrigen Löhne reichen nicht für Landkauf außerhalb der Plantagen, um aber das Dach über dem Kopf – eine Hütte in den Plantagen – behalten zu dürfen, müssen die Adivasi Tee pflücken. Seit Jahren kämpfen sie für den Scheduled Tribes Status, womit Landrechte verbunden sind. Die Regierung verweigert dies mit dem Verweis, sie seien keine Indigene, sondern „tea garden workers“ oder „tea tribes“. „Wie könne es sein, dass jemandes Identität nach der durch die Kolonialmacht aufgezungenen Arbeit festgemacht wird?“, fragen die AktivistInnen der Adivasi (Gauri Lankesh News 22.8.2020). Alleine zwischen 2007 und 2014 sind 9.500 Kinder verschwunden; die meisten sind Kinder der „tea garden workers“. Menschenhändler wissen

genau, wo hungerleidende Familien leben, dazu kommt, dass kleine Kinder auf sich gestellt sind, während der Rest der Familie arbeitet. (Adivasi Resurgence, 21.11.2016)

## Machbarkeitswahn

In den letzten Jahrzehnten entstand in Indien eine der größten gewaltlosen Widerstandsbewegungen, die Narmada Bachao Andolan („Rettet die Narmada“), um das gigantomanische Staudammprojekt Narmada Valley Project am Narmada-Fluss, einem der heiligen Flüsse Indiens, zu stoppen. Mittels 3200 Dämmen, 30 großen, 135 mittleren, Hunderten von kleinen, sollen aus der Narmada und ihren 41 Nebenflüssen eine abgestufte Folge von Staubecken entstehen – ein ganzes Gebiet wird zum Wundertraumland von Technikern, Ingenieuren, Projektmanagern. Damit ist die Zwangsvertreibung von rund 40 Millionen Menschen verbunden. Offiziell sind deutlich weniger veranschlagt, denn in die Berechnung der PAPs, Project Affected People, fließen nur die „unmittelbar Betroffenen“ ein. Der NBA war es als weltweit erster Organisation überhaupt zu erreichen gelungen, dass sich die Weltbank 1993 aus einem Projekt zurückzog, zwei Jahre später verfügte der Oberste Gerichtshof eine vorläufige Einstellung der Bauarbeiten, vier Jahre später wurde das Urteil gekippt. (Roy 2002:67ff). Modi, der die Verbundenheit mit Yoga und Natur zelebriert, bejubelte die Eröffnung des Sardar-Sarovar-Damms, des ersten Megastaudamms an der Narmada und weltweit zweitgrößten, an seinem 69. Geburtstag mit einem Gebet für die Göttin Narmada. Zwei Drittel der Vertriebenen sind Adivasi und Dalits. Das zerstörte Land war keine lebensfeindliche Wüste – wie man beim Anblick der Bilder nach der Errichtung des Staudamms meinen könnte – sondern fruchtbares Ackerland und von vor Leben strotzenden Wäldern bedeckt. In ihrem Essay „... dann ertrinken wir eben: Der Widerstand gegen das Narmada-Stauprojekt“ listet Roy penibel auf, dass es bei dem Staudamm nicht um die Versorgung der Armen mit Trinkwasser geht – und dass diese Gigantomanie vielleicht auch mit „uns“ zu tun hat. Roy schreibt von „faschistischer Mathematik“. Der Machbarkeitswahn tobt sich in jenen Ländern aus, in denen Menschenrechte mit Füßen getreten werden, Indien, Brasilien, China, Russland, Türkei. Als gäbe es die dort lebenden Menschen nicht. Wohin geht das Last Girl?

## Die Odyssee von Oswald Adler (1920 – 1945)

### Theaterstück für Schülerinnen und Schüler in drei Sprachen

Dem Wiener Oswald Adler gelang nach Internierung in Dachau im Juli 1939 die Ausreise nach Triest. Ein Versuch, über Bengasi (Libyen) zu seinem Bruder nach Palästina zu gelangen, scheiterte. Er wurde 1940 nach Ferramonti deportiert, war anschließend als „internato civile di guerra“ in Zentralitalien, bevor er Mitte Mai 1944 nach Auschwitz verschleppt wurde. Auf fünf Monate in Auschwitz folgten fünf weitere Monate im KZ Groß-Rosen (Arbeitslager Riese). Nach dem Todesmarsch von Groß-Rosen ins KZ Flossenbürg starb Oswald Adler am 4. März 1945, wenige Wochen vor der Befreiung und vor seinem 25. Geburtstag.

## Spenden!

1 Million Meals initiiert von Ruchira Gupta, der Begründerin der Selbsthilfeorganisation für Frauen in der Prostitution und ihre Töchter, Apne Aap Women Worldwide:  
Überweisungen über PayPal oder Kreditkarte  
<https://www.globalgiving.org/projects/support-apne-aap-girls-during-covid-19-crisis/>  
mit Scheck: Apne Aap International, F.D.R. Station, P.O. BOX  
1376, New York, NY 10022

Ausgewählte Literatur. Auf Anfrage senden wir gerne ein Quellenverzeichnis zu.

Apne Aap Women Worldwide <https://apneaap.org/>  
Ambedkar, B.R.: Die Auslöschung des Kasten-Systems. Hg. und übersetzt durch sarini 2019.  
Anderson, Perry: Die indische Ideologie. Berlin: Berenberg 2014.  
Drèze, Jean/Sen, Amartya: Indien. Ein Land und seine Widersprüche. München: Ch. Beck 2014.  
Ecologise, 25.8.2016: Flashback: Arundhati Roy's classic essay on the Narmada resistance.  
Roy, Arundhati: The Doctor and the Saint: Caste, Race, and Annihilation of Caste, the Debate Between B.R. Ambedkar and M.K. Gandhi. Chicago 2017, Haymarket Books, ein Projekt des Center for Economic Research and Social Change.  
Roy, Arundhati: Die Politik der Macht. München: Karl Blessing 2002. (Originalausgabe: The Cost of Living, 1999).  
Roy, Arundhati: Walking with the Comrades. 2010. Übersetzt von Tlaxcala, dem internationalen Übersetzernetzwerk für sprachliche Vielfalt. [www.info.libertad.de](http://www.info.libertad.de)  
Sudharak, Olwe: <https://www.sudharakolwe.com>  
Tidricks, Kathryn: Gandhi: A Political and Spiritual Life. PAPERBACK-SHOP UK IMPORT, 2006.  
Voices From Red Light Despatch [www.apneaap.org](http://www.apneaap.org)  
Youtube: The story behind the gang rape and murder of 8-year-old Muslim girl Asifa Bano. 21.4.2018

„Die Odyssee von Oswald Adler“ ist als Theaterstück zum Nachspielen für Schülerinnen und Schüler von Barbara Kintaert geschrieben. Neben der Wissensvermittlung und dem gedenkpolitischen Anliegen werden heutige soziale und gesellschaftspolitische Konflikte thematisiert.

*Barbara Kintaert: Die Odyssee von Oswald Adler (1920 – 1945). Theaterstück für Schülerinnen und Schüler in drei Sprachen. Wien: Praesens 2019. Ca. 230 S., brosch. € 19,90 In dt., ital. u. poln. Sprache mit zahlr. SW-Abb.*

# Bruno Schernhammer Über eine alte Mär

*Als Touristen getarnte deutsche Techniker wanderten 1937 durch Österreich um die Westautobahn zu planen? Wie oft wird sie noch erzählt – die alte Mär?*

Tatsächlich muss es beeindruckt haben, mit welcher Geschwindigkeit Taten gesetzt wurden. 13. März 1938 Einmarsch der deutschen Truppen. Wenige Tage danach verkündete Göring in der Rede in der Nordwestbahnhalle in Wien („das große Aufbauwerk beginnt“), dass in Deutschösterreich 1.100 km der „Straßen des Führers“ errichtet werden.

Nicht einmal drei Wochen später, am 7. April 1938 erfolgte der Spatenstich am Walserberg. Noch im Frühjahr 1938 wurden im Abschnitt Salzburg–Regau drei „Bauabteilungen Reichsautobahn (BAR)“ – Salzburg, Seewalchen und Kammer-Schörfling – errichtet, die der „Obersten Bauleitung der Reichsautobahnen (OBR)“ in München unterstanden. Für den Abschnitt Regau bzw. Schärding bis Wien wurde eine OBR in Linz eingerichtet. Dieser unterstanden Bauabteilungen in Linz, Wels, Amstetten, Eferding und weiteren Orten.

Vermessungstechniker zogen über das Land: von Salzburg nach Wien, um Wien herum, dem Inn entlang in Tirol, von Passau nach Wels, weiter über den Phyrnpass bis in die Steiermark, von Salzburg südwärts nach Klagenfurt.

Grundstücke wurden in aller Eile abgelöst, vielfach mit passablen Preisen, manchmal weniger freundlich. Trassen wurden abgesteckt.

Die ersten Bauarbeiten in Oberösterreich begannen im Sommer 1938 in Eberstallzell. Das Salzkammergut-Heimatblatt schrieb:

*Die Arbeiten an der Reichsautobahn locken wegen ihrer hier noch nie gesehenen technischen Hilfsmittel immer wieder ... viele Neugierige an. Besonders wird Alberndorf aufgesucht, denn hier soll ja eine 500 m lange Brücke ...* (Nr. 29/1938, S.11).

Nur wenige Monate nach der Volksabstimmung mit dem großen JA kamen Hunderte von fremden Ingenieuren und Facharbeitern in die Dörfer. Ein Chronist aus Vorchdorf vermerkte dazu:

*Der Bau wurde eilig vorangetrieben ... Da die mit dem Strassenbau beauftragten Firmen ihr Stammpersonal aus Deutschland mitbrachten, blühte auch das Geschäftsleben im Orte auf. Gasthäuser und Kino hatten Hochbetrieb.* (zit. nach Josef Hörtenhuber, S. 39). Männer aus den Dörfern und Nachbarorten wurden vor allem als Hilfsarbeiter aufgenommen.

Ein Bauprojekt dieser Größe in einem derart kurzen Zeitraum von wenigen Monaten zu planen, war unmöglich. Bald kam die Erzählung auf: Deutsche Techniker seien bereits 1937 – als Touristen getarnt – durch das Land gezogen und hätten so die Vermessungsarbeiten vorgenommen.

Richtig kann das nicht sein. Man stelle sich vor: eine Gruppe von deutschen Touristen steigt in

Laakirchen aus dem Zug. Die Männer tragen schwere technische Vermessungsgeräte verhüllt in großen Stoffsäcken mit sich. Sie begeben sich über die Weizenfelder und Wiesen ostwärts nach Vorchdorf, weiter nach Sattledt. Undenkbar, dass sie den Bauern nicht aufgefallen wären. Undenkbar, dass es bei der Vermessung von über 300 km Trasse keine einzige Meldung an die Gendarmerie gab.

Dennoch hält sich diese Mär hartnäckig. Egal ob anlässlich 50 Jahre Westautobahn in Oberösterreich (Oberösterreichische Nachrichten vom 14. September 2013) oder im Gedenkjahr 2018 (siehe: Die Westautobahn – eine Vermessung. In: Der Standard vom 16.6.2018, online abrufbar). Selbst im Salzburgwiki ist es zu lesen (<https://www.sn.at/wiki/Westautobahn>).

Was daran wahr ist? Nichts.

Was steckt dahinter?

Der Historiker Bernd Kreuzer hat in seiner Dissertation nachvollziehbar ausgeführt, wie die Pläne bereits vor dem Anschluss erstellt wurden. Unter den österreichischen Ingenieuren gab es eine Vielzahl von illegalen Mitgliedern der NSDAP. Zudem unterhielten einige deutsche Bauunternehmen Tochterunternehmen in Österreich.

Der österreichische Architekt und spätere Landesplaner von Oberdonau, August Schmöllner, schrieb im Februar 1938 an den Generalinspektor für den deutschen Straßenbau Fritz Todt:

*Neben allen anderen Aufgaben müssen nun auch die Straßen Adolf Hitlers' hier Wirklichkeit werden, so wie wir es im Juli 1937 in Berlin besprochen haben.* (zit. nach Bernd Kreuzer, S. 78).

Schmöller war ein früher Anhänger des Nationalsozialismus und hatte während der illegalen Zeit die Funktion eines „Sonderbeauftragten für Raumordnung“ innerhalb der Gauleitung Oberösterreichs inne. Schmöllner behauptete später, dass die Streckenführung der Reichsautobahn auf seine Vorschläge zurückzuführen sei. (Kreuzer, S. 68f.)

Eine zentrale Rolle spielte der Geschäftsführer der Vianova Straßenbau AG Wien, Rudolf Ganter-Ullmann. Mehrheitsaktionär der Vianova war die Strabag, mit Hauptsitz in München, der Generaldirektor der Strabag Julius Bauer unterhielt zu den entscheidenden Stellen in Berlin „hervorragende Beziehungen“. (Kreuzer, S. 77) Todt schrieb am 26. Oktober 1938 an Ganter-Ullmann:

*Ich habe dem Führer gemeldet, dass Sie der österreichische Ingenieur sind, der als Erster verbotenerweise in Österreich für uns die Pläne der Reichsautobahn von Salzburg nach Wien aufgestellt hat. ... Auch ich möchte die Gelegenheit benutzen, Ihnen nochmals für die Vorarbeit zu danken, die Sie in früheren Jahren für die Erkundung der Autobahn Salzburg – Wien geleistet haben. Ihre Vorarbeit war die erste Voraussetzung für die rasche Inangriffnahme der*

*Bauarbeiten in Ihrer österreichischen Heimat.* (zit. nach Kreuzer, S. 78)

Die Liste ließe sich lange fortsetzen. So kontaktierte der Welser Spediteur Franz Wiesinger Anfang 1937 Todt, indem er ihm zwei Exemplare seiner Denkschrift „Österreichs Hauptaufgaben im Straßenwesen“ zuschickte. Anfang März 1937 besuchte er das Generalinspektorat in Berlin und bot seine Dienste für Geländebesichtigungen und für Kontakte zu offiziellen Stellen an. Die deutsche Behörde überprüfte die Zuverlässigkeit und politische Gesinnung und kam zu dem Ergebnis, dass „Wiesinger zuverlässig und einwandfrei national gesinnt ist“. (zit. nach Kreuzer, S. 67). Während sich der Generalinspektor für das deutsche Straßenwesen offiziell zurückhaltend gab, arbeitete innerhalb der „Obersten Bauleitung der Reichsautobahnen“ München eine Arbeitsgruppe, die die Linienführung der Reichsautobahnen in Österreich plante.

Von diesen Vorarbeiten stand 1938 nichts in den Zeitungen, auch im Radio war nichts zu hören. Diese Unkenntnis sollte den raschen Baubeginn und das hohe Bautempo als titanenhafte Leistung des neuen Regimes erscheinen lassen. Im Welser Anzeiger erschien kurz vor der sogenannten Volksabstimmung ein Bild der Reichsautobahn mit dem Text: „Das Reichsautobahnnetz ist das größte Bauwerk aller Zeiten; die Welt beneidet uns darum. Deutsches Volk, sei stolz auf dieses Werk des Führers! Gib ihm am 10. April dein Ja.“ (zit. nach Kreuzer, S. 80)

Und diese Inszenierung wirkte. Sie wirkt bis heute nach: Es waren schon tolle Burschen, sogar in ihrem Urlaub haben die nationalsozialistischen Techniker für ihre Sache gearbeitet. Diese Erzählung ist ein Strang des Mythos Reichsautobahn.

## Literatur

Josef Hörtenhuber: Vorchdorf, ein Dorf auf dem Weg zum Markt. In: Marktgemeinde Vorchdorf: Festschrift zur Markterhebung, 1982.

Bernd Kreuzer: Schnelle Straßen braucht das Land. Planung und Umsetzung der Autobahnen in Österreich seit den Zwanziger Jahren, gezeigt am Beispiel Oberösterreich. Dissertation. Univ. Wien 2007.

*Bruno Schernhammer veröffentlichte im Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft den Roman „Und alle winkten. Im Schatten der Autobahn“, in dem er erstmals in der österreichischen Literatur das Thema der Zwangsarbeit beim vielgerühmten Autobahnbau aufgriff.*

# „Es gibt für diesen Text kein Ende“

## Zu Katherina Braschels Erstlingswerk „es fehlt viel“

„Dieser Text ist ein Versuch.“ Mit diesem Satz beginnt Katherina Braschels Buch „es fehlt viel“, das im Frühjahr 2020 in der edition mosaik erschienen ist. Es ist der Versuch eines Ichs, die Probleme des Alltags und die der heutigen Gesellschaft zu dokumentieren bzw. zu protokollieren. Ein gelungener Versuch, so viel sei verraten.

Das Ich in „es fehlt viel“ geht mit offenen Augen durch die Welt, beobachtet sich selbst und seine Umwelt: zu Hause, auf der Straße, im Zug. Es hört den Menschen zu, belauscht sie und protokolliert die Gesprächsfetzen als Dokument seiner Lebensrealität. Was hat wer wo und wann gesagt? Die Zitate werden aneinandergereiht und kontextualisiert.

„Oida, diese U-Bahn ist langsamer als meine Zukunft!“

(eine junge Frau, ca. 16 Jahre alt U-Bahn Richtung Karlsplatz, Wien 27. April 2017, 19.38h)

Ein Roman ist Katherina Braschels Buch nicht. Dazu fehlt mehr als nur der Spannungsbogen. Wenn aber Braschels Buch kein Roman ist, was ist es dann? Ein Protokoll? Ein Bericht? Ein Zeitdokument? Eine Chronik? Laut Braschel ist „es fehlt viel“ in gewisser Weise eine Chronik. Es ist aber auch das Gegenteil einer Chronik, da es keine nachvollziehbare chronologische Abfolge gibt.

Das Ich denkt nach, schweift ab, kehrt wieder zum Ausgangsthema zurück oder setzt sich mit einem neuen Thema auseinander. Es lebt in einer Gesellschaft, in der man ständig mit fragwürdigen Eilmeldungen und paradoxen Werbeslogans bombardiert wird. In einer Gesellschaft, die einem vorschreibt, wann die richtige Zeit gekommen ist, ein Kind zu bekommen. Einer Gesellschaft, in der es unmöglich ist, ohne Smartphone zahlreiche Jobs auszuüben. Die einem einredet, dass man als Frau nachts an einer U-Bahn-Station allein Angst haben muss. Das Ich lebt im 21. Jahrhundert.

Viele wichtige Themen der heutigen Zeit werden verhandelt: Sexismus, Rassismus, Klassenunterschiede, Politik, Religion, Terror, Konsum, Klima, psychische Gesundheit, Werbung, Medien. Gleichzeitig denkt das Ich aber auch über Banalitäten nach, wie das Sättigungspotential einer Suppe und die großen Zehen eines Bekannten. Oder sind diese Themen vielleicht gar nicht so banal? Geht es in Wirklichkeit um den Hunger in der Welt und unsere genormte Gesellschaft? „Und wer definiert die Verhaltensnormen?“ (mein Onkel, 72 Jahre alt, Terrasse seines Hauses, Salzburg 10. Juni 2017, 18.29 h)“

Das Format von „es fehlt viel“ ist auffällig. Das Buch ist im Querformat gedruckt. Damit

entspricht es nicht den Normen der Gesellschaft, die vorgeben, wie ein Buch auszusehen hat. Das Buch beim Lesen quer zu halten, fühlt sich nicht nur ungewohnt an, sondern sieht auch ungewohnt aus. Würde das dokumentierende Ich aus Braschels Buch den Leser so sehen, würde er sicherlich in das Protokoll aufgenommen werden. Katherina Braschels Stil ist nüchtern, schmucklos und sprachlich reduziert. Es ist kein Wort zu viel. „es fehlt viel“ ist Braschels erstes Buch. Zuvor veröffentlichte die 1992 in Salzburg geborene Schriftstellerin bereits in diversen Literaturzeitschriften und gewann einige Preise. Unter anderem wurde sie mit dem Rauriser Förderungspreis und dem Exil-Literaturpreis ausgezeichnet. Außerdem wurde ihr das Arbeitsstipendium des Landes Salzburg zugesprochen. Derzeit arbeitet Braschel an ihrem ersten Roman.

„Es gibt für diesen Text kein Ende“, sagt das Ich aus Katherina Braschels Buch. Nach knapp 130 Seiten ist er aber dann doch zu Ende. Der Text erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Und wenn ein Text so viel beinhaltet wie Katherina Braschels Buch, darf auch ruhig viel fehlen.

**Anna Weinkamer**

*Katherina Braschel: es fehlt viel. Salzburg: edition mosaik 2020. 125 S. € 10,-*

## „Die Macht der Toten offenbart sich im Erinnern.“

Diesen Satz schreibt der Musiker, Sänger, Dichter und seit Jahrzehnten Vertoner unzähliger Gedichte Theodor Kramers Hans-Eckart Wenzel nach fast 200 Seiten des Buches über den Filmregisseur Konrad Wolf (1925 – 1982). Gemeinsam mit der ehemaligen Politikerin der deutschen Grünen und Pastorin Antje Vollmer begab sich Wenzel auf die Spuren dieses bedeutsamen Regisseurs der DDR, zugleich einer aufregenden politischen und Familiengeschichte des 20. Jahrhunderts. Schon die Autorenkonstellation verspricht eine spannende Untersuchung. Hans-Eckart Wenzel, der in der DDR geprägte kritische und engagierte Künstler (ohne seinerzeit mit dem Begriff „Dissident“ beschrieben werden zu können), unternimmt den Versuch, die künstlerische Bedeutung jenes Regisseurs, der im Westen nie seiner Bedeutung gemäß anerkannt wurde, gemeinsam mit der vor Jahrzehnten kurz Linksradikalen, später grünen Vizepräsidentin des deutschen Bundestages (1994–2005) historisch, philosophisch und politisch den Leserinnen und Lesern nahezubringen. Es liegt ein besonderer Reiz darin, dass sich dieses Unterfangen nicht machen lässt, ohne zugleich zumindest teilweise eine Geschichte der Beziehungen zwischen Sozialismus/Kommunismus einerseits und Kunst und Kultur andererseits mitzuschreiben, nicht

zuletzt auch zwischen realsozialistischer Macht und Kunst.

Dementsprechend beginnen Vollmer/Wenzel zunächst mit Konrads Vater, dem 1888 in Rheinland-Pfalz geborenen Arzt, Schriftsteller und Dramatiker Friedrich Wolf. Doch die Texte der beiden Autoren sind keine gemeinsamen, sie verwischen nicht ihre unterschiedlichen Zugänge. So verknüpft Wenzel zu Beginn die linke Geistesgeschichte Anfang des 20. Jahrhunderts mit der Wolfschen Familiengeschichte, während Vollmer versucht, die verschiedenen Facetten der Jugendbewegungen in Deutschland vor und unmittelbar nach dem 1. Weltkrieg, an denen Friedrich Wolf seinen nicht unbedeutenden Anteil hatte, in erster Linie als positiven Aufbruch zur Freiheit darzustellen und zugleich die „Verführbarkeit von Intellektuellen“ zu thematisieren. Als künstlerischer Landkommunarde (Worpswede, Heinrich Vogeler) lernt Friedrich Wolf dort seine Frau Else Dreiholz kennen; sie nennen ihren zweiten Sohn nach seinem 1923 abgeschlossenen Schauspiel „Der arme Konrad“. „Wenn man mich aufforderte, erzähle mal über deinen Vater und was er auf dich für Wirkungen hatte“, meinte Konrad Wolf 1978 in einem Interview, „dann müsste ich zuerst einmal anfangen, von unserer Mutter zu erzählen, weil ich glaube,

ganz Wesentliches ist bei mir gar nicht direkt durch meinen Vater, sondern über meine Mutter vermittelt worden – was ihn betrifft. Für mich ist das eigentlich eine untrennbare Einheit.“ Dass diese zweite Ehe Friedrichs nicht ohne Zutun seiner ersten Frau Käthe zustande kommt, ist eine der Besonderheiten der Wolfschen Familiengeschichte. Darüber hinaus entspringen den in den Jahrzehnten danach folgenden Liebschaften Wolfs weitere Kinder, was zuweilen, insbesondere zu Zeiten der Flucht und des Exils, zu einem patchworkartigen Zusammenleben mancher Kinder unterschiedlicher Mütter in der Wolf-Ehe führte. Auch in diesem Punkt wird Konrad Wolfs Leben jenem des Vaters nicht folgen.

Als die Familie 1927 nach Stuttgart übersiedelt, weil Friedrich Wolf dort eine Arztpraxis eröffnet, entstehen zugleich die bekanntesten und verbreitetsten Theaterstücke, allesamt politisch umkämpft, auch wegen der jüdischen Herkunft Wolfs von den Nazis angegriffen. 1929 *Cyankali* – über den Abtreibungsparagrafen 218, 1930 *Die Matrosen von Cattaro* – das erste Stück mit explizitem Österreich-Bezug, uraufgeführt am Jahrestag der Revolution am 9. November 1930 in Berlin und Breslau mit internationalen Erfolgen bei Aufführungen z.B. in Moskau und New York, und schließlich 1933 das ebenfalls international

weit verbreitete *Professor Mamlock*, einen mutigen jüdischen Arzt, Humanisten und Patrioten. „Kämpferische Humanität gegen die Hitlerbarbarei, deren Nationaldünkel und Rassenwahn, das ist die Haltung des Professor Mamlock.“ (F. Wolf) Konrad wird nach dem Krieg dieses Stück des Vaters mit dem Österreicher Wolfgang Heinz in der Hauptrolle verfilmen. 1935 machte Friedrich Wolf, 1933 aus Deutschland geflüchtet und 1934 mit der Familie in der Sowjetunion gelandet, mit dem Theaterstück *Floridsdorf* die österreichischen Februartkämpfe des Jahres 1934 zum Thema. – Als im Jahr 1973, zwanzig Jahre nach dem Tod Friedrich Wolfs, an der Akademie der Künste der DDR die Frage „Ist Wolf noch spielbar?“ debattiert wird, beantwortet dessen Sohn Konrad dies halb gegenfragend so: „Es kann doch sein, dass ein Autor, der sich politisch sehr engagiert, der ein sehr politisch engagiertes Werk schreibt, seine Funktion erfüllt hat. Die Zeit geht weiter, ohne dass an seiner Bedeutung für seine Zeit gerüttelt wird, aber es ist eben vorbei, kann doch sein.“

Der neunjährige Konrad Wolf tritt wie viele andere Kinder von Geflüchteten bald nach der Ankunft in die Karl-Liebknecht-Schule ein. 1936 sowjetischer Staatsbürger geworden, wird er im Dezember 1942 zur Roten Armee einberufen, als deren Leutnant er 1945 u.a. an der Befreiung des KZ Sachsenhausen teilnimmt. Zwar in Deutschland lebend besteht er noch als sowjetischer Staatsbürger 1949 die Aufnahmeprüfung an der Moskauer Filmhochschule, arbeitet als Regieassistent bei Joris Ivens und dessen Film „Freundschaft siegt“ (1951) mit, bevor er 1952 nach sechzehn Jahren als sowjetischer Staatsangehöriger zum Staatsbürger der DDR wird. Nach Abschluss des Studiums (1955) scheint seine Karriere als Regisseur bald steil nach oben zu gehen. Aber kaum einer seiner folgenden Spielfilme kann ohne Auseinandersetzungen oder Streit mit behördlichen Kunstregulierern produziert werden oder wird z.B. wie „Sonnenmacher“ (über den Uranbergbau im Erzgebirge) zwar 1958 fertiggestellt, aber ohne in die Kinos zu kommen erst 1972 im DDR-Fernsehen ausgestrahlt. „Die Hälfte seiner Filmpläne konnte er nicht realisieren“, heißt es auf Seite 290 des Buches (wobei das natürlich nicht immer nur politische Gründe hatte).

Dennoch entstehen DDR-Kultfilme wie der Anti-NS-Streifen „Lissy“ (1957) nach dem gleichnamigen Roman von F. C. Weiskopf, „Sterne“ (1959) über die NS-Judenvernichtung und antinazistischen Widerstand (Sonderpreis in Cannes), „Leute mit Flügeln“ (1960; Thema Fliegen und Flugzeugbau), „Der geteilte Himmel“ (1964) nach dem 1963 erschienenen gleichnamigen Roman von Christa Wolf, die mit ihrem Mann Gerhard auch am Drehbuch mitarbeitete. Der Film sorgt für besonderen Zündstoff, zumal er sich nicht nur mit den Konsequenzen der deutschen Teilung befasst, sondern auch Themen wie Republikflucht und Dogmatismus ins Kino bringt. Mit dem 1968 fertiggestellten „Ich war neunzehn“ erzählt Konrad

Wolf unzweifelhaft auch autobiographisch die Rückkehr eines emigrierten Deutschen mit der Roten Armee im April und Mai 1945 – ohne Pathos und Sentimentalitäten und zugleich die Schrecken des Krieges nicht aussparend. Der Film wird international – außer in Westdeutschland und Österreich – einer der großen Erfolge Wolfs. Nicht ganz so erfolgreich der 1971 folgende „Goya – oder Der arge Weg der Erkenntnis“ über den Lebensweg dieses spanischen Malers zwischen Hof und Volksnähe, dem die Inquisition zusetzt – nach dem gleichnamigen Roman von Lion Feuchtwanger.

Als letzten großen Erfolg stellt Konrad Wolf 1980 „Solo Sunny“ fertig (Drehbuch Wolfgang Kohlhaase, in der Hauptrolle die 2020 verstorbene Renate Krößner; Silberner Bär der Filmfestspiele in Berlin). Die Fabrikarbeiterin Ingrid Sommer tingelt als Schlager- und Rocksängerin Sunny durch die Lande, ohne ihren Anspruch auf künstlerische Freiheit und Selbstbehauptung aufgeben zu wollen; der Rundfunk Berlin-Brandenburg bezeichnet im Jahr 2020 den noch heute bei der älteren Generation im Osten Deutschlands beliebten Film als „bittere Komödie über die Suche nach Glück und Anerkennung, über Identitätsprobleme der DDR-Jugend und zugleich ein mutiges Plädoyer gegen gesellschaftliche Bevormundung.“

Parallel zu seiner künstlerischen Arbeit betätigte sich Konrad Wolf bereits von Beginn an auch in verschiedenen Funktionen als Kulturfunktionär, von 1959 bis 1966 als Zentralvorstandsvorsitzender der Gewerkschaft Kunst, ab 1965 bis zu seinem Tod als Präsident der Akademie der Künste der DDR; in seinem letzten Lebensjahr gar auch noch als Mitglied des Zentralkomitees der SED. – Nun scheint es mir ein besonderer Vorzug des Buches von Vollmer/Wenzel zu sein, diese Personifizierung der Thematik Kunst und Macht besonnen, unaufgeregt, zugleich aber auch nicht ohne Empathie über alle Stationen hinweg erzählt zu bekommen. Beide bewerkstelligen dies unter anderem, indem sie den 1922 geborenen bulgarisch-jüdischen Romancier, Drehbuchautor, Dokumentarfilmer und Wolf-Freund Angel Wagenstein zu Wort kommen lassen, mit dem sie 2017 und 2018 in Sofia sprechen konnten. Aber sie rufen auch die Realitäten des Kalten Krieges nicht nur mit erhobenem Zeigefinger gen Osten in Erinnerung. So zum Beispiel, wenn die Einladung des Films „Sterne“ nach Cannes durch Proteste der BRD-Regierung verhindert werden sollte, da infolge der Hallstein-Doktrin jeder Kontakt mit der staatlich nicht anerkannten DDR mit Strafmaßnahmen bedroht war. (Der Film wurde schließlich als Koproduktion der DEFA mit dem Filmstudio Sofia durch Bulgarien eingereicht.) Oder wenn der westdeutsche Außenminister Brentano in den 50er Jahren als Begründung für den Boykott von Brecht-Stücken im Bundestag erklärt, „die späte Lyrik Brechts lässt sich eher mit der Horst Wessels vergleichen“ – und ihm Hanns Eisler aus der DDR entgegenruft: „Aber Brentano! Was haben Sie jetzt schon wieder gegen Ihren Horst Wessel? Wie oft haben

Sie doch sein Lied gesungen, Sie alter Uralstürmer?“ Oder wenn die CIA beim Nobelpreis für Boris Pasternak nachhilft. Oder wenn, nicht im Buch erwähnt, die mit Altnazis durchsetzte BRD-Botschaft in Paris gegen einen der ersten Filme über die Judenvernichtung interveniert und die Streichung von der Vorschlagsliste der Filmfestspiele in Cannes erreicht, Alain Resnais’ „Nacht und Nebel“ (1956, Text Paul Celan, Musik Hanns Eisler) – wegen „Verletzung des deutschen Nationalgefühls“.

Vollmer/Wenzel zitieren den aus der DDR in den Westen abgedrängten Dichter, Schriftsteller und Filmemacher Thomas Brasch, ebenfalls Sohn von Emigranten (Bruder Klaus spielte in „Solo Sunny“), der später erzählte, dass „viele meiner Freunde [Konrad Wolf] mit Skepsis betrachteten und ihn für einen Mann der Macht hielten. Sie verstanden einfach nicht, dass seine Haltung weder mit Anpassung noch mit Kalkül zu tun hatte, sondern mit der Sehnsucht und der Trauer eines Fremden, für den das Wort Kommunismus mit seiner Jugend, mit dem Krieg und dem Tod, mit der russischen Musik und mit dem Hass auf die Besitzergesellschaft zu tun hatte, aus deren Schoß die Konzentrationslager geboren waren.“ – Dass Brasch hier nicht falsch lag, zeigt sich nicht zuletzt an jenem Thema Konrad Wolfs, um das seine Gedanken in den letzten Lebensjahren kreisten und dessen filmische Gestaltung auch durch den frühen Tod verhindert wurde, die „Troika“. Im Moskau der dreißiger Jahre freunden sich die drei Jugendlichen Viktor („Vitja“) Fischer, Sohn eines US-Kriegskorrespondenten, Lothar Wloch, dessen Vater geheime Missionen für die Komintern durchführte, und Konrad („Koni“) Wolf an. Wlochs Vater stirbt in einem sowjetischen Lager, seine Familie kehrt 1939 nach Deutschland zurück, Lothar kämpft als Wehrmachtssoldat und wird später Unternehmer in West-Berlin; und die Fischers kehren von der Sowjetunion enttäuscht in die USA zurück. Trotz dieser unterschiedlichen Lebenswege blieben die drei Jugendfreunde bis zum Tod Wlochs 1976 eng verbunden.

Unheilbar erkrankt übergibt Konrad Wolf eine Mappe zum geplanten „Troika“-Spielfilm wenige Wochen vor seinem Tod an den zwei Jahre älteren Bruder Markus. „Ihr Inhalt begann, sein Eigenleben zu führen“, schrieb dieser wenige Jahre später. Der im Westen dämonisierte Chef des Auslandsgeheimdienstes der DDR Markus Wolf reicht ein Jahr nach dem Tod des Bruders einen Antrag auf Dienstfreistellung bzw. Pensionsantritt ein, drei Jahre später, 1986, quittiert er seinen Dienst. Er heiratet Andrea Stingl, die wegen Republikfluchtversuch zwei Jahrzehnte zuvor vier Monate in Haft gewesen war und erfüllt den Wunsch des Bruders: Das Buch „Die Troika“ erscheint zu Beginn des Jahres 1989 und erregt in beiden Teilen Deutschlands, Erich Honecker ist noch unangefochtener Staatschef der DDR, enormes Aufsehen: Der ehemalige Chef des Auslandsgeheimdienstes steht mit der eigenen Nomenklatura auf Kriegsfuß! Vollmer/Wenzel zitieren aus einem unveröffentlichten

Manuskript Markus Wolfs unter anderem: „Meine Erkenntnis besagte aufgrund der Erfahrungen der Nachkriegszeit, dass unter den als Folge des Hitlerkrieges und des Kalten Krieges gegebenen Bedingungen ohne Veränderungen in Moskau jeder Versuch, Sozialismus mit Demokratie zu verbinden, zum Scheitern verurteilt ist. (...) Der Weg auf die andere Seite wäre niemals mein Weg gewesen. Der an die Seite Havemanns ...? Nein, ich glaube nicht. Nur leise kann ich auf solche Fragen, besonders wenn sie aus westlicher Richtung kommen, mit der Gegenfrage antworten: Tritt jeder, der so fragt, stets mit aller Konsequenz gegen Unrecht und für das von ihm als richtig Erkannte ein?“

Vollmer/Wenzel lösen die gezeigten Widersprüche nicht auf, beschönigen nichts und hüten sich auch vor allen Idealisierungen. Sie erzählen und beschreiben gut belegt und begründet. Dass beide sich dem Sozialen, Sozialistischen, ursprünglich auch Kommunistischen ebenso nahe sehen wie der Kunst und Person Konrad Wolfs, bleibt dem

Leser, der Leserin nicht verborgen, nicht zuletzt nach der Lektüre des kurzen Schlusskapitels, das mit einem zweieinhalb Seiten langen Zitat Angel Wagensteins endet, einem (laut Wikipedia) „der namhaften Akteure des Umsturzes von 1989“ in Bulgarien. Vermutlich teilt Vollmer auch Wenzels an anderer Stelle bekräftigte „Haltung, dass man sich nicht geschlagen geben muss, wenn man meint, man ist nicht auf der Siegerseite“.

Schließlich muss noch ein Wermutstropfen erwähnt werden: Die 1985 gegründete Buchreihe Die Andere Bibliothek war jahrelang für ihre gediegene, qualitativ hochwertige Ausstattung der Bücher bekannt, Leserinnen und Leser bekamen für einen zwar stattlichen, aber letztlich vertretbaren Preis in der Regel literarisch, graphisch und technisch gute Qualität geliefert. Nach einigen Verlagswechseln der Reihe ist nun im Fall dieses Werks der Preis zwar wie früher beachtlich, aber schon beim Öffnen des Buches gibt ein gebrochenes Deckblatt Einblick in das Innere des Buchrückens. Und beim Lesen stutzt

man bereits auf Seite 24 und wundert sich über die Art des Lektorats. Da heißt Freud auf einmal SIEGMUND, nachdem sich das kurze I in einen deutschen Sieg verwandelt hat, und wenige Zeilen weiter wird verkündet: „1907 bewirbt sich Hitler an der Münchner Kunstakademie und wird abgelehnt.“ München also! Damit nicht genug findet auf Seite 204 die „Geheimrede von Nikita Chruschtschow auf dem XX. Parteitag der KPdSU 1957“ statt, während dieses für den Weltkommunismus bedeutsame Ereignis zweiundzwanzig Seiten weiter korrekt dem Jahr 1956 zugeordnet wird. Ärgerlich! Vor allem auch, weil das Buch ansonsten nicht nur gut recherchiert, sondern auch mit Fotos in ansprechender Qualität ausgestattet ist.

**Karl Wimmeler**

*Antje Vollmer, Hans-Eckhart Wenzel: Konrad Wolf. Chronist im Jahrhundert der Extreme. Berlin: Die Andere Bibliothek 2019, 466 Seiten, € 42,-*

## Alle hatten Angst. Eine Jugend im Irak

In einer Diktatur aufwachsen und mehrere Kriege miterleben müssen, ist schlimm genug und prägt wohl ein ganzes Leben. Als Kind armer Leute aus dem Süden des Irak im Blechviertel aufwachsen, in der Schrotstadt hinter Saddam City, weit entfernt von Bagdads Zentrum, und das in den 1990er-Jahren – das ist das blanke Elend im Quadrat! Man liest von einer sehr fremden Welt, von unfreien Menschen im immer wieder auch brutalen Kampf ums Überleben, von einer Gesellschaft, die Heranwachsenden kaum je erlaubt, sich ihrer selbst bewusst zu werden. Und doch: Shams, der Held des Romans, findet irgendwie einen Weg aus der Angst, der Armut, der Bildungsferne, der Zwangsjacke atavistischer Traditionen und der allgegenwärtigen Gewalt. Vorerst jedenfalls.

*Palast der Miserablen* kommt als Familiengeschichte daher, doch deprimierende Szenen aus dem Kerker strukturieren den in sechzehn Kapitel aufgeteilten Erzählfluss und verweisen auf ihr bitteres Ende. Idyllisch ist sie von Anfang an nicht. Shams und seine Schwester Qamer sind umgeben von stets besorgten Eltern und einem Großvater, dessen Lästermaul die Familie immer wieder in Gefahr bringt. Ihr Dorf kennt weder Strom noch fließendes Wasser und heißt nicht von ungefähr „Herzliche Hölle“. Spitzel gibt es auch. „Den Umgang mit Waffen und stramm zu stehen lernten wir kleinen Männer bereits in der Schule.“ Saddams Truppen haben Kuwait besetzt und geplündert, nicht ohne Folgen: Es gibt Krieg, und mit ihm kommen die Bomben der Alliierten. Vater muss zum Militär. „Alle hatten Angst“. Lebt man in der Hauptstadt besser? „Wir hatten uns Bagdad anders vorgestellt ... Es stank nach Kloake ...“ Im auf gewaltigen Müllbergen illegal errichteten Blechviertel wird eine Hütte gebaut. Vater arbeitet als Handwerker,

Mutter putzt in der Moschee und betätigt sich als Wahrsagerin, Shams und Qamer verkaufen Trinkwasser oder Plastiktüten – und kommen langsam in die Pubertät. „Jedes Mal, wenn Saddams Männer kamen, verstummte das Lachen, verstummten die Gespräche und all die anderen Geräusche des Lebens, aber sobald die Partei verschwunden war, wurde es wieder laut“. Shams hat es täglich mit Rabauken zu tun, die mit Messern und Rasierklingen herumfuchtelten. „Vermutlich ist die Liste der verschwundenen Mädchen in Bagdad länger als die Flüsse Tigris und Euphrat zusammen“, sagt Qamer.

Shams liest  *Erotische Storys* von Alberto Moravia und wird süchtig nach Büchern. „Lesen und Schreiben wurden zu einem Beruhigungsmittel für mich, zu einem Ventil für meinen pubertären Hormonüberschuss.“ Zürich, London oder Wien, die „andere Welt“, von der er manchmal hört, scheinen weiter entfernt als der Mond. Shams entdeckt den Bücherbasar mit seinen Literaturcafés und lernt regimekritische Literaten kennen. Er, der Outsider aus der Schrotstadt, darf an ihren Lesungen und Diskussionen teilnehmen: „Das also waren wir, acht Literaturbegeisterte in der Wohnung eines Blinden. Der Palast der Miserablen.“ Die Literatur wird seine Welt. Qamer heiratet den aufstrebenden Businessman Jasim. Alle freuen sich. „Nur ich stand starr vor der Tür wie Saddams Statue im Stadtzentrum. Ich fühlte mich, als hätte mir Jasim einen Arm abgeschnitten“. Qamer wird zur reichen Geschäftsfrau und unterstützt Eltern und Bruder – bis ihr Finanzdienstleistungs-Unternehmen pleite ist und der „Super-GAU“ eintritt. „Bei Geld hörte der Spaß auf, und die Leute wurden zu Tieren.“ Das bescheidene Vermögen der Familie geht drauf, und im Viertel verachtet man sie jetzt. Angeblich hat Saddams Sohn Udai die

Firma zerstört und ihr Geld beschlagnahmt. „Wir schwiegen. Wenn Saddam und seine Leute im Spiel waren, dann gab es keinen Ausweg. Es war Schicksal, und dagegen konnten wir nichts tun.“ Arbeitslosigkeit und Hunger im ganzen Land. Shams müsste dringend Geld verdienen. Die Schule abbrechen? Das würde 24 Monate Militär bedeuten. Kein Entkommen: „Die Saddam-Fedajin waren ständig auf der Suche nach Verweigerern und Deserteuren. Es war eine gut ausgebildete und noch besser ausgerüstete Spezialeinheit, die es liebte, Ohren, Finger oder Zehen abzuschneiden.“ Der einzige Lichtblick weit und breit, der geliebte Palast der Miserablen, zerfällt allmählich. Shams wird Buchhändler, und bald vertreibt er auch verbotene Schriften. Lebensgefährlich! Obendrein beginnt der nächste Krieg. Die Folge: Aufstände, Hausdurchsuchungen und „Säuberungen“, auch im Blechviertel. Shams schlägt sich durch: Abitur, Universität. Und Mädchen. Bis das Regime zuschlägt und ihn so lange brutal foltert, bis er gesteht. Das Ende einer Jugend, die keine war.

Abbas Khider, 1973 in Bagdad geboren, 1996 aus dem Irak geflüchtet und seit 2000 in Deutschland, hat sich mit den Romanen *Der falsche Inder* (2008), *Die Orangen des Präsidenten* (2011), *Brief in die Auberginenrepublik* (2013) und *Ohrfeige* (2016) in die vorderste Reihe deutscher Schriftsteller geschrieben. Die von ihm gewählte Literatursprache hat er in *Deutsch für alle. Das endgültige Lehrbuch* (2019) auf äußerst unkonventionelle Weise aufs Korn genommen, und diese amüsante Sprachreflexion ist seinem neuen Roman zugute gekommen. Wie immer ist seine literarische Fiktion autobiografisch grundiert, und wie immer schreibt Khider klar und verständlich, unverschnörkelt realistisch, direkt und spannend. Doch seine Sprache ist

geschmeidiger geworden, genauer und eleganter. Zu erzählen hatte er schon immer mehr als genug, viel mehr jedenfalls als die meisten seiner schreibenden Generationsgenossen. Jetzt aber folgt man nicht nur atemlos der sich oft

geradezu überschlagenden Romanhandlung, sondern freut sich auch über deren souveräne sprachliche Darstellung. *Palast der Miserablen* ist Abbas Khiders bisher bestes Buch.

**Klaus Hübner**

*Abbas Khider: Palast der Miserablen. Roman. München: Carl Hanser 2020, 319 S. € 23,-*

## Porträt des Autors als Rappelkopf

### Über Hans Raimunds Sammelband „Neigungen“

Eigentlich hätte ich auf Seite 25 zu lesen aufhören müssen. Da schreibt Hans Raimund nämlich, dass er keine Bücher von Autoren lese, mit denen er bekannt oder befreundet sei. Im Sinne der Umkehrregel sollte ich als einer aus dieser Kategorie zudringlicher Zeitgenossen demnach schleunigst die Finger von dem Buch lassen, das ein „Porträt des Autors als Leser“ verspricht und dieses Versprechen, bis auf die fällige Ergänzung „... und Nichtleser“, auch einlöst. Auf die meisten hier versammelten Aufsätze über halb vergessene, bei uns erst durch ihn bekannt gewordene italienische, französische und angelsächsische Schriftsteller trifft zu, was Konstantin Kaiser über Raimunds früheren Prosaband „Das Raue in mir“ (2001) geschrieben hat: „Die Essays zeichnen sich durch große Instrukktivität aus, welche bei den Autorinnen und Autoren, die er uns vorstellt, oder bei den spezifischen Aspekten eines Werkes, auf das er eingeht, auch erforderlich scheint. Denn Raimunds Ort ist so wenig der philosophische Gemeinplatz als die Schleppe der Prominenz, an die sich andere hängen.“

Das Problem ist freilich, dass Raimunds Rappelköpfigkeit, die ich lange als Selbstschutz vor der anfangs bang, dann geradezu sehnsüchtig erwarteten Enttäuschung über ausgebliebene Freundschaften und Lebensmöglichkeiten gedeutet habe, sich zwischen den Zeilen mit einer jammervollen Selbstgefälligkeit paart, woran auch die Tatsache nichts ändert, dass der Autor sich, scheinbar reumütig, als „grantiger, übertrieben kritischer, auf meine Privatkultur stolzer, in meinen Urteilen arroganter, altersmüder Liebhaber des Buchs und der Literatur“ vorstellt. Er verallgemeinert seine abschätzigen, in vielen Fällen zutreffenden Urteile über Akteure und Mechanismen des sogenannten Literaturbetriebs – insbesondere „die Tätigkeit germanistischer Klüngel“ – so sehr, dass sie keinen Erkenntniswert mehr aufweisen, und gibt sich abwechselnd als deren wehrloses Opfer oder stolzen Verächter aus, auf alle Fälle als Einzelgänger, der einerseits eifrig bemüht ist, sein literarisches, gesellschaftliches und finanzielles Außenseitertum zu verkünden, und sich andererseits dagegen verwahrt, als randständiger Autor gewürdigt zu werden. Diese Mischung aus Wehleidigkeit und Hochmut nimmt gelegentlich komische Züge an, etwa wenn man bei der Lektüre erfährt, dass Raimund zweimal den Rotariern beigetreten ist, ebenso oft auch dem österreichischen PEN-Club, obwohl er beide Vereine mitsamt der Geschäftigkeit ihrer Funktionäre verabscheut und der zeitgenössischen

Literatur als Ganzes sein Interesse aufkündigt. Offenbar wohnen – wie bei Goethes Faust – zwei Seelen in seiner Brust: Die eine hält „sich an die Welt mit klammernden Organen;/ die andre hebt gewaltsam sich vom Dust/ zu den Gefilden hoher Ahnen.“

Schwer zu verkraften ist Raimunds Hang zu Rundumschlägen vor allem in den Briefen, die er in den Abschnitt „Erregungen“ aufgenommen hat. Erstens, weil er den Lesern die entsprechenden Schreiben seiner Adressaten vorenthält und sich damit der Möglichkeit begibt, die Leser für seinen Standpunkt einzunehmen; und zweitens, weil er in seinen Briefen auch über Dinge rätsoniert, die entweder banal oder peinlich sind, es jedenfalls schon aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes nicht verdienen, öffentlich breitgetreten zu werden. Manchmal wertet Raimund unbedeutende Personen durch ihre bloße Erwähnung auf, dann wieder missachtet er andere, ihm wohlgesonnene, wie in seinem Bericht über ein Dichtertreffen in Lissabon, in dem er „eine mit mir bekannte Lusitanistin“ ebenso wie „einen mit ihr befreundeten portugiesischen Germanisten“ – nämlich die Publizisten und Übersetzer Ilse Pollack und João Barrento – durch Anonymisierung dafür bestraft, dass sie seine Teilnahme ermöglicht hatten.

Abzüglich all dieser und noch weiterer Torheiten bietet das Buch eine Menge anregender Aufsätze, an denen sich die von ihm verachteten Literaturapostel tatsächlich ein Beispiel nehmen könnten, etwa an seinen Erläuterungen zu Leben und Werk der unterschätzten Schriftsteller Alois Vogel, Klaus Sandler und Bruno Weinhal, deren Stärken wie Schwächen er mit seinem eigenen Schaffen in Verbindung setzt. Allerdings lässt er sich auch hier nicht vom Grübeln über den ausgebliebenen literarischen „Durchbruch“ abhalten – den ihren wie den eigenen –, für den er fragwürdige Gründe konstruiert. Zum Glück erliegt er in den Essays über die fremdsprachigen Schriftsteller selten der Versuchung, von diesen auf sich selbst und seine behauptete Erfolglosigkeit zu sprechen zu kommen. Umso stärker treten seine Tugenden hervor, die er unter einer dicken Schicht Groll, Ruppigkeit und Indiskretion versteckt hält: seine Entdeckerfreude, seine Begeisterungsfähigkeit, seine Treue zu Autoren, deren Werk ihm wesentlich erscheint, und seine Beständigkeit im Bemühen, sich dieses durch Übersetzen anzueignen und damit deutschsprachigen Leserinnen, Lesern zugänglich zu machen. Er ist darin kein Einzelfall, aber doch

einer verschwindend kleinen Minderheit in Österreich zugehörig, vor allem in der Doppel- und Dreifachrolle als Autor, Übersetzer und Vermittler: Denn Raimund arbeitet nie, oder fast nie, auf Auftrag, was bedeutet, dass es ihm überlassen bleibt, für die von ihm entdeckten und geachteten Lyriker einen Verlag zu finden. Wie es einem dabei ergeht, und was man dabei erlebt, an Geringschätzung, Desinteresse, Schlampelei, beschreibt er detail- und kenntnisreich in einem Aufsatz über den Triestiner Dichter Virgilio Giotti, „Übersetzen und Veröffentlichung fremdsprachiger Lyrik“. Meines Wissens nach ist Raimund der einzige Leidtragende, der hierfür den erforderlichen Mut aufgebracht hat; andere Kolleginnen und Kollegen erzählen vertraulich zwar oft von ihren niederschmetternden Erfahrungen mit österreichischen Kleinverlagen (kein Vertrag, kein Honorar, keine Werbung, kein Verkauf, kein Echo), schrecken aber davor zurück, sie auch publik zu machen. Die Schwachstellen der staatlichen Verlagsförderung lassen sich bei Raimund nachlesen; es ist nicht anzunehmen, dass jemand aus der Jury, die über die Vergabe der Mittel entscheidet, oder der Ministerialbürokratie je Interesse dafür aufbringen wird.

Höchste Aufmerksamkeit verdienen zwei, eigentlich drei Aufzeichnungen über den Literaten und Zeitschriftenherausgeber („Lynkeus“) Hermann Hakel sowie den Kaufmann und zeitweiligen Redakteur Rudolf Gelbard. Hakel war vor dem Naziregime nach Italien geflüchtet, Gelbard als Kind nach Theresienstadt deportiert worden. Beide Männer haben Raimund, in unterschiedlichem Ausmaß und verschiedenen Zusammenhängen, bis an ihr Lebensende beschäftigt. Nur von Gelbard hat er sich sagen lassen – und diese Äußerung auch unwidersprochen mitgeteilt –, dass er als Schriftsteller so schlecht nun auch nicht gefahren sei, bei den vielen Preisen und Auszeichnungen, die er im Lauf der Jahre erhalten habe, und er lässt aus Gelbards Perspektive zum ersten und einzigen Mal auf den knapp 300 Buchseiten so etwas wie Zufriedenheit mit sich selbst erkennen, dem Sohn eines Nazis, aus dem „wider alles Erwarten kein Antisemit geworden war, sondern ein ganz im Gegenteil in aparter Opposition zum Vater stehender, aufmerksamer Beobachter der gegenwärtigen politischen und weltanschaulichen Szene, der sich nicht scheute, ‚den Mund aufzumachen‘ – auch wenn es nicht opportun war“. (Fragt sich nur, was das ist: eine „weltanschauliche Szene“.)

Hermann Hakel war, Raimunds Worten zufolge, sein geistiger Ziehvater und als solcher denkbar schlecht gewählt. Hakel hatte nämlich die Angewohnheit, seine Jünger – die er häufig unter schuldgeplagten Nazikindern gewann – durch Besserwisseri in ihrer künstlerischen Entfaltung zu hemmen. Mir leuchtet der Standpunkt des Malers Rudolf Schönwald ein, der Hakel nicht ungerne, aber aus gehöriger Entfernung beobachtet hat, dass man angehende Schriftsteller erst einmal alles ausprobieren lassen müsse; Hakel jedoch habe immer schon zu wissen geglaubt, was alles zu nichts führe, und seine Schützlinge mit dieser Gewissheit entmutigt. So gesehen wäre die von Raimund in einem vor vielen Jahren publizierten Aufsatz vertretene Meinung, dass er außerstande sei zu erzählen, nicht durch den von ihm behaupteten sozialen Minderwertigkeitskomplex gedeckt, sondern dem übergroßen Vertrauen in Hakels Autorität geschuldet. Die schönsten Stellen im Buch stehen ganz hinten, im Kapitel „Orte“: lapidare Notizen von einer Dorfbegehung im Kanton Graubünden, in der Manier des genialen Schriftstellers George Perec; eine Erinnerungscollage an Raimunds Geburtsort Petzelsdorf im niederösterreichischen Mostviertel; eine Abfolge von „Schlaglichtern“ auf seinen langjährigen Wiener Wohnbezirk Alsergrund. Nach dem Prinzip der assoziativen

Reihung stellt der Autor in einer Art Doppelbeleuchtung sowohl sich selbst als auch das von ihm Gesehene, Erinnernte zur Schau, ohne Anspruch auf Vollständigkeit, ohne Willen zur Beschönigung und, endlich, auch ohne Seitenhiebe und Ressentiments.

Auf die nach topografischen Mustern angelegten Prosastücke stimmt ein Vortrag ein, den Raimund bei einer Tagung über Dichtung und Dichter der Alpe-Adria-Region in Caorle gehalten hat. Darin widerspricht er für seine Person der geläufigen Auffassung vom Grenzgängertum der Literatur, die so lange in die europäischen Intellektuellenköpfe getrichtert wurde, bis diese anfangen, sie bei jedem passenden oder unpassenden Anlass auszuspucken. Raimund hat sein halbes Leben in Grenznähe verbracht, dreizehn Jahre in Duino bei Triest, seit 1997 in einem burgenländischen Dorf. Trotzdem, oder gerade deshalb, sieht er sich nicht als Grenzgänger, der zwischen den Kulturen und Sprachen pendelt, vielmehr als einen „freiwillig an einem fremden Ort seiner Wahl Bleibenden, Sich-Niederlassenden, der sich auf das ‚Fremde‘ dieses Orts freudig einlässt, mit der Absicht, es sich zu eigen zu machen“. Mit dieser Selbstbeschreibung hebt sich der Autor nicht nur von den Adepten des modischen Nomadentums ab – modisch in der Kunst; überall sonst werden Umherziehende, wenn sie arm und auf der Flucht

sind, angehalten, zurückgewiesen, ausgesetzt –, sondern öffnet auch den Weg zu einem durch die Niederlage oder Selbstaufgabe der Arbeiterbewegung verlorengegangenen Internationalismus. Einem gedämpften, vorsichtigen sozusagen, der weniger auf Verständigung als auf Annäherung durch Übersetzen baut und das Fremde fremd sein lässt. Er wäre nicht Raimund, würde er am Ende seiner Überlegungen nicht allen Leuten, die in oder mit mehreren Sprachen zu leben glauben, eine „Verwirrung der Gefühle und Gedanken“ und Schlimmeres attestieren.

Karl-Markus Gauß hat darauf hingewiesen, dass bei Hans Raimund niemand ungeschoren davonkommt, schon gar nicht er selbst. Einzige Ausnahme sei seine Frau Franziska, für die er nur gute Worte finde. So auch in diesem Buch, das ihr gewidmet ist. Geduldig will ich auf das nächste warten, in dem Raimund sich hoffentlich von der Vorstellung befreit haben wird, dass alle Gemeinheiten, welche die literarische Welt produziert, immer bloß ihn treffen.

**Erich Hackl**

*Hans Raimund: Neigungen. Zuneigungen | Abneigungen | Verneigungen. Porträt des Autors als Leser. Löcker Verlag, Wien 2019, 295 S.*

## Madeleine Riffaud

### Résistance-Kämpferin, Kriegsreporterin, Dichterin

Im letzten Jahr erschien in Frankreich die erste Biografie über Madeleine Riffaud, eine der letzten Grandes Dames der Résistance. Der Autorin Isabelle Mons, Pariser Universitätsdozentin, die bereits über die Pionierinnen der Psychoanalyse schrieb, gelingt es, das „aus Fetzen“ bestehende bewegende Leben der Partisanin, Kriegsreporterin (Algerien und Vietnam), investigativen Journalistin, Übersetzerin und Filmemacherin in drei Kapiteln nachzuerzählen: Résistance (1924-1945), Engagement (1946-1973), Zeitzeugin (1973-2019). Dafür hat sie stundenlange Gespräche mit Madeleine Riffaud geführt und deren beachtliches Werk ausgewertet: fünf Gedichtbände, vier Zeitzeugenberichte, Hunderte Artikel, ein Dutzend Kurzgeschichten, eine Korrespondenz mit literarischen Chroniken. Der Résistance innerlich angeschlossen hatte sich die aus einer Lehrerfamilie stammende, 1924 geborene Madeleine Riffaud früh. Die glückliche Kindheit im nördlichen Département Somme war von den Erinnerungen an den grausamen Ersten Weltkrieg und den verwundeten Vater getrübt. Als 16-Jährige erlebt sie im Juni 1940 die Flucht von Millionen von Menschen vor der Wehrmacht und die Nazi-Besetzung. Ein furchtbarer Schock. Selbst mit ihren Großeltern auf der Flucht wird sie im Bahnhof Amiens von einem deutschen Offizier mit einem kräftigen

Fußtritt zu Boden gestoßen, und beschließt: „Ihr werdet uns nicht mehr lange demütigen“. Anfang 1942 schließt sie sich der Résistance an, zunächst in der kommunistischen Studentengruppe. Sie führt ein Doppelleben als Studentin der Hebammen-Schule in Port-Royal und als Verbindungsagentin. Im Februar 1944 werden nach einer Rufmordkampagne der Gestapo 23 Mitglieder der Migranten-Partisanengruppe „Manouchian“ gefoltert und hingerichtet. Riffauds Antwort lässt nicht lange auf sich warten: Sie engagiert sich im bewaffneten Kampf bei den von der kommunistischen Partei gegründeten FTP-Freischärlern und Partisanen.

Im Juni 1944 wird das Dorf Oradour von der SS in Schutt und Asche gelegt – 642 Menschen werden erschossen oder verbrannt. Riffaud kannte es gut, als es noch voller Leben war. Am 20. Juli wird ihr Kamerad „Picpus“ ermordet. „Das war zu viel“ für die 19-Jährige. Die FTP-Kämpferin mit dem Decknamen Rainer – nach ihrem Lieblingsdichter Rilke – erschießt einen Nazi-Unteroffizier auf dem Pariser Pont de Solférino. „Der Mann, der schoss, das war ich“, schreibt sie fünfzig Jahre später in ihrem „On l’appelait Rainer“ (1994). „Es ist furchtbar zu töten, auch einen Feind.“ Sie musste aber zeigen, dass es Widerstand gibt. Sie wird von der französischen Miliz und der Gestapo gefoltert, in der berühmten Rue de Saussaies und im Gefängnis Fresnes, „dem Vorzimmer

des Todes“. Das Schreiben von Gedichten hilft ihr, Ängste zu besiegen.

Am 5. August soll sie erschossen werden, und landet wieder in der Rue de Saussaies. Dort wird sie u.a. mit Schlafentzug und Stromstößen gefoltert, zwei Wochen lang auf einen Stuhl gefesselt. Sie verrät keinen Namen. „Selbst in den schlimmsten Momenten... muss man sich sagen: ich bin kein Opfer! Ich bin eine Kämpferin! Das ändert alles!“

Am 15. August soll sie vom Bahnhof Pantin aus nach Ravensbrück deportiert werden. Eine Kameradin springt mit ihr aus dem Zug – sie werden von der SS ‚empfangen‘. Wieder in Fresnes. Am 19. August gibt es einen Gefangenaustausch. „Rainer“ kommt frei. Nach 36 Stunden „Ruhepause“ im Krankenhaus ist die Offiziersanwärterin der Compagnie Saint-Just auf den Barrikaden. Sie folgt dem Aufruf zum Pariser Aufstand. Auf einem Panzer befehligt sie Partisanen, schafft es mit ihnen, einen Zug flüchtender Nazi-Soldaten zum Stillstand zu bringen und die Kaserne Place de la République zu erobern. Sie wird als Heldin gefeiert.

Paris ist befreit, Frankreich noch lange nicht. „Rainer“ will weiter kämpfen. Sie darf es aber nicht in einem Land, in dem die Frauen noch immer kein Wahlrecht haben. Es heißt nun: Rückkehr zum Leben. Sie fällt in eine tiefe

Depression. Wo ist ihr Platz, fragt sie sich, bei den Toten, bei den Lebenden?

Dazwischen kurze Ehe mit dem kommunistischen Schriftsteller Pierre Daix, der das KZ-Mauthausen überlebt hat, und mit dem sie eine Tochter hat; beide erkrankten an Tuberkulose. Die erlittene Folter, verbunden mit der Scham, überlebt zu haben, sollte ihren weiteren Lebensweg bestimmen: „Ich musste mein Leben rechtfertigen, vor mir mehr als vor den Anderen ... weil ich nicht erschossen wurde. Davon werde ich nie heilen.“

Die Literatur wird Zuflucht, die Feder zur Waffe. Picasso widmet ihr ein Porträt, die Dichter Paul Éluard und Louis Aragon ermutigen sie zum Schreiben.

Im Herbst 1945 erscheinen Madeleine Riffauds Gedichte „Mit geballter Faust“ („Le Poing

fermé“). Sie arbeitet für Louis Aragons Tageszeitung „Ce soir“, für die Zeitschrift der CGT-Gewerkschaft, und ab 1958 für „L'Humanité“. Als Kriegsreporterin ist sie bis 1973 unterwegs, auf der Suche nach Wahrheit und Gerechtigkeit, will Brücken zwischen den Menschen bauen. „Mein Zuhause ist der Ort, wo die Kämpfer vorbeiziehen“.

Als Sonderkorrespondentin berichtet sie aus dem algerischen Unabhängigkeitskrieg und aus Nordvietnam. 1962 überlebt sie, schwer verwundet, ein Attentat der kolonialistischen Terrororganisation OAS, später die US-Bombardements in Vietnam. Darüber veröffentlicht sie „Im Maquis der Vietkong“ (1965) und „Nordvietnam – unter dem Bombenhagel geschrieben“ (1967).

Nach 1973 schreibt sie wieder, Erzählungen, Kinderbücher und eine Anthologie von Gedichten

(„Cheval Rouge“, Rotes Pferd). Ihr Bestseller „Les lings de la nuit“ („Nachtwäsche“, 1974, beschreibt den schwierigen Alltag in Krankenhäusern – dafür arbeitete die Autorin mehrere Monate lang inkognito als Pflegehelferin.

Bis zuletzt trat Madeleine Riffaud als Zeitzeugin in Versammlungen und Schulen auf, zeigte, dass Literatur und Engagement zusammengehören. Sie, die noch die Befreiung von Paris miterkämpft hat, lebt heute zwar geplagt von den Verletzungen und Traumata erlittener Folter, aber ungebrochen.

**Florence Hervé**

*Isabelle Mons: Madeleine Riffaud. L'esprit de résistance. Édition Payot 2019. 384 S., mit Dokumenten und 26 Bildern. € 22,90*

## Mit Mut und List

Im Mai 2020 jährte sich zum 75. Mal die Befreiung von der Terrorherrschaft des deutschen Faschismus. Zu ihr trug der Widerstand von Menschen in ganz Europa bei, darunter von zahlreichen Frauen.

„Ohne Anspruch auf Repräsentativität und Vollständigkeit“ hat die Germanistin Florence Hervé nunmehr einen Sammelband herausgegeben, der belegt, dass politischer Widerstand gegen die Nazi Herrschaft zwischen 1933 und 1945 keineswegs in erster Linie männlich war, wie noch Benz/Pehle in ihrem Lexikon des deutschen Widerstands vermittelt haben. Ein Team von Wissenschaftlerinnen und Journalistinnen stellt 75 Frauen aus zwanzig europäischen Ländern vor, die dies in beeindruckender Weise belegen. Mit ihnen weist die Herausgeberin auch auf Personen hin, die die große Bandbreite des damaligen weiblichen Widerstands demonstrieren. Eingeleitet werden die Kapitel mit einer Skizze zur Situation im jeweiligen Herkunftsland.

Unterschiedlich war bei den Frauen der Weg in den Widerstand. Auffällig dabei ist, dass viele von ihnen bereits in jungen Jahren in Schüler- oder Jugendorganisationen aktiv waren. So war Johanna Kirchner mit 14 in der Arbeiterjugend aktiv, Doris Maase mit 18 in der „Roten Studentengruppe“ und Marianne Baum leitete mit 18 Kindergruppen bei den „Roten Falken“. Die Italienerin Teresa Noce war als 20-jährige Mitgründerin eines sozialistischen Jugendkreises, die Jugoslawin Neda Boćinović in der Studenten- und Frauenbewegung tätig und Lisa Fittko bei den Pfadfindern. Die meisten konnten schon als junge Frauen Missstände nicht „untätig ansehen und Unrecht erdulden“, wie es die Österreicherin Rosa Jochmann ausdrückte. Sie sahen in ihrer eigenen Person die Möglichkeit, etwas zu bewirken. Manche strebten einen Beruf im medizinischen Bereich an wie die Griechin Maria Beikou oder die Französin Adélaïde Hautval, andere fanden Wege eines sozialen Engagements wie die Schweizerin Gertrude DUBY-Blom, die

Polin Irena Sendler oder die Deutsche Greta Kuckhoff.

Den Weg zum aktiven Widerstand fanden die Frauen durch Kontakte, Freundschaften, Suche nach Gleichgesinnten, manchmal durch ihre Partner und Ehemänner. Häufig waren einschneidende Erlebnisse für ihre Haltung und ihr Handeln ausschlaggebend.

Ebenso vielfältig wie die Wege in den Widerstand waren die Aktivitäten im Widerstand gegen die NS-Diktatur in ihren Formen, in ihrer Motivation sowie praktischen Durchführung.

In den besetzten Ländern ging es um die Befreiung vom äußeren Feind, in den nicht besetzten Ländern um die Unterstützung Verfolgter. Politisch organisierte Frauen engagierten sich ebenso wie christlich und humanistisch gesinnte. Die Frauen durchbrachen traditionelle Geschlechterrollen und gingen selbstbestimmte Wege. Manche tarnten sich und führten ein Doppelleben, so die Belgierin Sarah Goldberg, die abends als Funkerin der „Roten Kapelle“ aktiv war und tagsüber als Modistin arbeitete. Oder die Französin Lucie Aubrac, die während des Vichy-Regimes in Frankreich und der Okkupation durch die Wehrmacht als Mitglied der Résistance für ihre Genossen die Verbindungsagentin Cathérine war und in ihrem Alltag Gymnasiallehrerin und Mutter. Oder Berty Albrecht, die als Sozialarbeiterin mit Henri Frenay die Résistance-Gruppe Combat in Südfrankreich ins Leben rief. Oder die Norwegerin Astrid Loeken, die als Insektenforscherin in der Dunkelkammer der Universität heimlich Mikrofilme herstellte und sie weiterleitete.

Viele Frauen übten Widerstand aus, ohne sich tarnen zu können. Ursula Goetze sammelte mit anderen für politisch Verfolgte und hörte verbotene Sender ab, die Belgierin Yvonne Jospa suchte Verstecke für Kinder verfolgter Eltern und Anna Marly schickte das Lied „Chant des Partisans“ über den Äther, das in Frankreich zur Hymne des Widerstands wurde. Manche führten politische Schulungen durch, andere verteilten

illegale Flugblätter und viele halfen Verfolgten des Nazi-Regimes bei der Flucht: „Es war das Selbstverständliche.“

Auch Frauen aus nicht besetzten Ländern führten Widerstandsaktionen durch. Die Schwedin Amelie Posse war Mitgründerin eines geheimen Debattierklubs, die Schweizer Schriftstellerin Mentona Moser in der „Roten Hilfe“, ihre Landsfrau Regina Kägi-Fuchsmann organisierte Ferien für Kinder von Arbeitern und Geflüchteten.

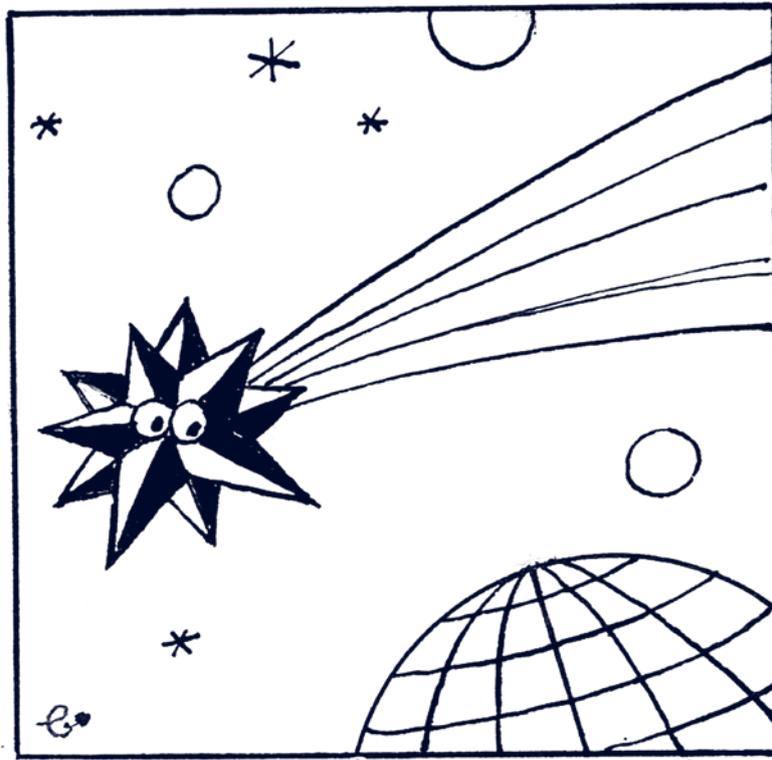
Unbändiger Wunsch nach Freiheit und nach einer gerechten Welt zieht sich wie ein roter Faden durch das Leben dieser Frauen. Dafür traten sie, „sich der Gefährlichkeit ihres Tuns bewusst“, häufig unter Lebensgefahr ein.

Diejenigen, die die faschistische Terrorherrschaft überlebten, engagierten sich weiterhin: für Frauenrechte und Frieden, Freiheit und Gleichheit, gegen Rassismus, Krieg und Diskriminierung, manche bis ins hohe Alter: „Erinnern für die Zukunft. Der Widerstand ist nicht nur Vergangenheit, er setzt sich in der Gegenwart fort.“ Lebendig und anschaulich erzählen die 24 Autorinnen vom Leben und Wirken der Widerstandskämpferinnen und davon, wie sie ihr Unbehagen an gesellschaftlichen Entwicklungen in aktives mutiges Handeln umsetzten.

Der Sammelband ist ein beeindruckendes Zeugnis von Zivilcourage und Mut in repressiver Zeit und liefert eine hoch zu schätzende Erweiterung unserer Kenntnis über Widerstandskämpferinnen und Anregungen zur Weiterarbeit.

**Christiana Puschak**

*Florence Hervé (Hg.): Mit Mut und List. Europäische Frauen im Widerstand gegen Faschismus und Krieg. Köln: PapyRossa Verlag 2020 (Neue Kleine Bibliothek 283). 294 S. mit 32 Abb. € 17,90*



# ZWISCHENWELT

Zeitschrift für Kultur des Exils und Widerstands

*... welch eine Zumutung, ein so reichhaltiges, aufregendes und fabelhaft geschriebenes Heft [...]. Man möchte immer überspringen und kann es doch nicht, weil jeder Absatz zählt und etwas Neues bringt.* Georg Stefan Troller

*Es werden ‚entmachtete‘, vertriebene, verschwundene Stimmen hier zum Sprechen gebracht, und gerade in der leisen Art, mit der sie sich hier behaupten, erzeugen sie unsere Bestürzung und Trauer und unser Nachdenken.* Elfriede Jelinek

*... und vor allem findet man hier ein Österreich wieder, das teilweise verschüttet war, teilweise aber das Rückgrat der heutigen Kulturszene ausmacht.* Ruth Klüger

## Zwischenwelt abonnieren / Schenken Sie Zwischenwelt!

Jahresabo inkl. Versand: Euro 36,00 (in Österreich), Euro 42,00 (außerhalb Österreichs)  
Verkauf: Einzelheft Euro 9,00 / Doppelheft Euro 15,00

## Mitgliedschaft inklusive Abo und weitere Vorteile

Werden Sie Mitglied der Theodor Kramer Gesellschaft, sichern Sie unsere Unabhängigkeit vom Auf und Ab der Gedenkkonjunkturen und unterstützen Sie unser kontinuierlich und konsequent weitergeführtes Bemühen um Aufklärung von Verdrängtem und Vergessenem, um Gerechtigkeit für zu Unrecht Unterdrücktes, um Verständnis geschichtlicher Zusammenhänge.

Zusätzlich zum Jahresabo Zwischenwelt erhalten Sie als Mitglied der Theodor Kramer Gesellschaft 20 % Preisnachlass auf unserer Publikationen und ein Buchgeschenk: das Jahrbuch Zwischenwelt der Theodor Kramer Gesellschaft.

Euro 50,00 in Österreich / Euro 55,00 außerhalb Österreichs /  
Euro 75,00 bzw. 80,00 förderndes Mitglied außerhalb Österreichs (wegen erhöhter Portokosten)

Abo bestellen / Mitgliedschaft beantragen: [office@theodorkramer.at](mailto:office@theodorkramer.at)  
oder auf: [www.theodorkramer.at](http://www.theodorkramer.at)

# LESVOS STILL MATTERS



Lesvos being a so-called hotspot of 24 000 refugees. The citizens of this island are used to a lot of suffering and hardship. With belief and conviction the people are trying to fight against COVID-19 with the tools that they have: Young refugees from left alone countries like Afghanistan or Syria try to do the unthinkable – find ways to deal with this pandemic threat within an area where no WHO-advice against COVID-19 can be followed. **Help winning this fight!**

**Spendenkonto: 612305602**  
**IBAN: DE43500100600612305602**  
**BIC: PBNKDEFF**  
**Postbank Frankfurt**

**Lesvos**  
**matters!**  
standing together against corona

**w a d i**

**STAND**  
**BY ME**  
**LESVOS**

**lesvosmatters.com**  
**wadi-online.de**  
**standbymelesvos.gr**